

GERHARD PILGRAM. WILHELM BERGER. GERHARD MAURER (FOTOS).

Das Weite suchen

ZU FUSS VON KÄRNTEN NACH TRIEST
EIN WANDER-REISE-LESEBUCH

Herausgeber:

Universitätskulturzentrum UNIKUM, Klagenfurt

Weitere Informationen zum Projekt „Das Weite suchen“:
www.unikum.ac.at

IMPRESSUM

© 2006 Carinthia Verlag
in der Verlagsgruppe Styria GmbH & Co KG, Wien-Graz-Klagenfurt
Alle Rechte vorbehalten
www.carinthiaverlag.at

Fotos: © Gerhard Maurer, Klagenfurt

Gestaltung: TextDesign

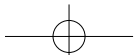
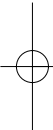
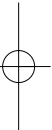
Satz & Repro: TextDesign GesmbH, Klagenfurt

Druck und Bindung: Stiepan Druck Ges.m.b.H., Leobersdorf
Printed in Austria

ISBN-10: 3-85378-594-8

ISBN-13: 978-3-85378-594-2

Für Günther Hödl



Inhalt

- 6 Vorwort und Gebrauchsanweisung
- 10 I **Kein Bleiben** WANDERUNG VON WARMBAD VILLACH/TOPLICE
NACH FAAK AM SEE/BAČE
- 14 **Finkenstein/Bekštanj: Eiernudeln mit Häuserbri**
- 24 II **Im »Bandengebiet«** WANDERUNG VON FAAK AM SEE/BAČE
NACH ROSENBACH/PODROŽCA
- 27 **Rosenbach/Podrožca: Das Loch**
- 35 III **Über der Stadt** RUNDWANDERUNG BEI JESENICE
- 39 **Jesenice: Die herbe Schönheit**
- 48 IV **Durch die Schlucht** WANDERUNG VON BLEJSKA DOBRAVA NACH BLED
- 52 **Bled: Kulisse der Nation**
- 62 V **Dreisprung** WANDERUNG VON BLED NACH BOHINJSKA BISTRICA
- 67 **Pokljuka: Arbeitsplatz Alm**
- 73 VI **Seeweg** WANDERUNG VON BOHINJSKA BISTRICA
ZUM BOHINJSKO JEZERO (WOCHEINER SEE)
- 76 **Bohinj/Wochein: Reales Paradies**
- 86 VII **Der Übergang** WANDERUNG VON BOHINJSKA BISTRICA NACH PODBRDO
- 90 **Transalpina: Zug zum Meer**
- 96 VIII **Bei den »Tirolern«** WANDERUNG VON PODBRDO NACH HUDAJUŽNA
- 99 **Baška grapa: Hinter den sieben Bergen**
- 107 IX **In die Stille** WANDERUNG VON HUDAJUŽNA NACH MOST NA SOČI

- 111 Šentviška planota: Die letzten Bauern**
- 150 X Hochland** WANDERUNG VON MOST NA SOČI NACH AVČE
- 154 Soča-Tal: Korridor nach Italien**
- 162 XI Hart an der Grenze** WANDERUNG VON KANAL NACH ANHOVO
- 166 Banjšice und Kanalski Kolovrat: Aus der Welt**
- 171 XII Das Weite suchen** WANDERUNG VON PLAVE NACH MEDANA
- 177 Goriška Brda: Im Land der Brici**
- 188 XIII Nach Italien** WANDERUNG VON MEDANA NACH GORIZIA
- 192 Gorizia und Nova Gorica: Ungleiche Nachbarn**
- 199 XIV Durch die Gegend** WANDERUNG VON VOLČJA DRAGA NACH BRANIK
- 205 Vipavska dolina: Das Mäandertal**
- 214 XV Sanfte Tour** WANDERUNG VON BRANIK NACH ŠTANJEL
- 218 Karst: Das steinerne Herz**
- 231 XVI Schöne Strecke** WANDERUNG VON ŠTANJEL NACH SEŽANA
- 235 Triest: Die deplazierte Stadt**
- 247 XVII Ans Meer** WANDERUNG VON SEŽANA NACH
TRIESTE/TRST/TRIEST (MIRAMARE)
- 252 Übernachtungen**
- 254 Ortsregister**
- 255 Autoren und Ko-AutorInnen**

Vorwort und Gebrauchsanweisung

Vorliegendes Buch versteht sich als Anleitung für eine Weitwanderung von Kärnten zum Meer; es ist ein Kursbuch zu einer »Fernreise« im Dreiländereck von Österreich, Slowenien und Italien. Wer sich darauf einlässt, und sei es nur abschnittsweise, darf sich auf wunderbare Landschaften, viele Kulturdenkmäler und die Begegnung mit interessanten Menschen freuen. Wer die Region bereits zu kennen glaubt, wird sie bald mit neuen Augen betrachten; wer sie zum ersten Mal bereist, wird von ihrer außerordentlichen Vielfalt begeistert sein.

Man durchmisst nicht nur unterschiedliche Kultur- und Naturräume, sondern auch zahlreiche historische Schauplätze. Zentren des Fremdenverkehrs wie Faak, Bled und Bohinj liegen ebenso auf der Strecke wie wenig besuchte Gegenden. Die Baška grapa, das Vipavatal oder die Hügel des Karst sind solche Gebiete. Neben prominenten Städten wie Gorizia und Triest erwarten den Wanderer vor allem malerische Dörfer und einsame Weiler – Orte, in denen die Zeit stehen geblieben ist. Mit der Šentviška planota, der Banjšice und dem Kanalski Kolovrat lernt man schließlich nahezu unbekannte Landschaften von außerordentlicher Schönheit kennen. Sie zu entdecken und zu Fuß zu erkunden, gehörte zu den beglückendsten Erfahrungen im Zuge der Recherchen für dieses Buch.

Die Reise gliedert sich in 17 Etappen, die entweder einzeln absolviert oder zu mehrtägigen Wanderungen kombiniert werden können. Man braucht also keineswegs wochenlang und bis zur Erschöpfung zu Fuß unterwegs zu sein, sondern kann die Strecke »in Fortsetzungen« zurücklegen. Am klügsten ist es, jeweils wenigstens zwei Etappen zu einer Wanderung mit Übernachtung zusammenzuziehen und dafür je ein (verlängertes) Wochenende oder einen Kurzurlaub einzuplanen. Für Frühaufsteher sind die meisten Etappen (von Villach aus) auch als Tagesausflüge zu schaffen.

Die Wanderungen verlaufen stets in Reichweite der Karawankenbahn zwischen Villach und Rosenbach, der Wocheiner Bahn zwischen Jesenice und Nova Gorica und der Karstbahn zwischen Štanjel und Triest. Alle Ausgangs- und Endpunkte sind mit dem Zug erreichbar; wer mit dem PKW anreist, kann am Abend per Bahn zu diesem zurückkehren.

Auch die Quartiere befinden sich im Umkreis der Bahnstationen. Wer mehrere Tage unterwegs ist, hat die Möglichkeit, ein »Basislager« zu beziehen und mit leichtem Gepäck zu wandern. Für mehrtägige Aufenthalte bieten sich Bled, Bohinj, Most na Soči, Gorizia und Štanjel



Bei Nemški Rovt in Bohinj (Wochein)

an. Nicht alle Quartiere erfüllen das Kriterium von Gemütlichkeit und Komfort. Auch das kulinarische Angebot ist nicht überall vom Feinsten.

Die Bahnnähe bedeutet nicht, dass man sich hauptsächlich entlang der Gleise bewegt, im Gegenteil: Die Routen verlaufen größtenteils eine Geländestufe höher und abseits des Verkehrs. Die Höhenunterschiede halten sich trotzdem in Grenzen; etwas größer sind die »Umwege«, die in Kauf genommen werden. Die wenigsten Etappen sind also Bergwanderungen im engeren Sinn; sie zu bewältigen, erfordert dennoch ein Mindestmaß an Kondition und eine gute Ausrüstung.

Die angegebenen Wegzeiten entsprechen einem durchschnittlichen Schrittempo. Pausen und Besichtigungen sind nicht berücksichtigt. Im Herbst und bei längeren Etappen empfiehlt es sich, möglichst früh aufzubrechen. An heißen Sommertagen ist von den Wanderungen in der Primorska, dem Küstenland, abzuraten. Umso angenehmer wandert man in diesem Gebiet im Spätherbst und Winter.

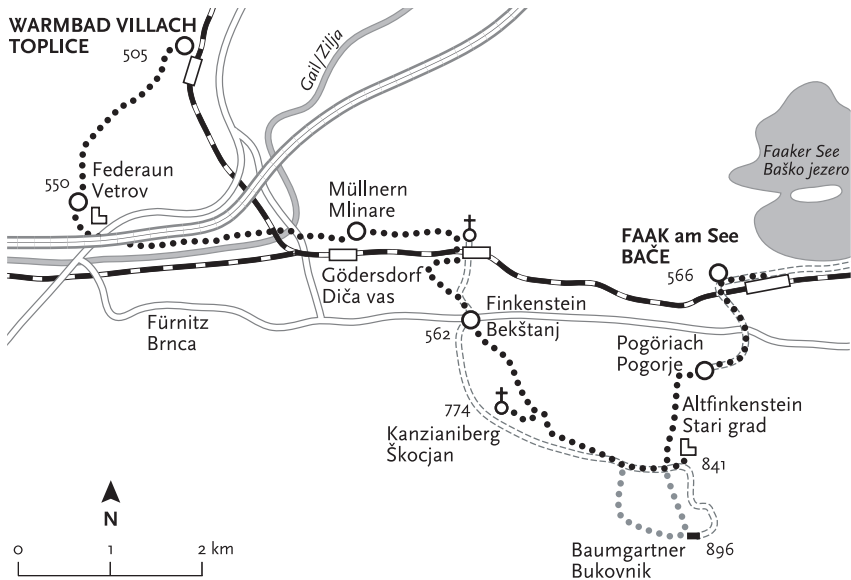
Die Wegbeschreibungen sind weniger kompliziert als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Wer sich zu Beginn der Wanderung anhand der Kartenskizze einen Überblick verschafft und sich an den Schlüsselstellen orientiert, wird vor Ort wenig Mühe haben, den Wegverlauf nachzuvollziehen. Alle Etappen sind von den Autoren mehrmals und in verschiedenen Varianten ausprobiert sowie von Ortsunkundigen getestet worden. Scheinbar unlogische Wegverläufe haben dramaturgische Gründe, etwa um längere Asphaltpassagen zu vermeiden oder unerquicklichen Ansiedlungen auszuweichen.

Wanderkarten bieten eine zusätzliche Navigationshilfe und ermöglichen Abkürzungen oder individuelle Routenänderungen. Man bedenke aber, dass in den Karten nicht alle Wanderwege eingezeichnet sind und nicht jeder eingezeichnete Pfad tatsächlich gangbar ist. So mancher Weg beginnt vielversprechend, um nach einer halben Stunde im Dornengestrüpp zu enden. Außerdem sind viele Markierungen zwar gut gemeint, aber äußerst mangelhaft. Im Ernstfall verlasse man sich auf den eigenen Spürsinn. Wer sich trotzdem verirrt, stelle sich der Herausforderung mit Neugier und der Lust am Ungewissen.

Über Rückmeldungen freuen sich
Gerhard Pilgram, Wilhelm Berger und Gerhard Maurer,
unikum@uni-klu.ac.at

Ergänzende Texte, zusätzliche Etappen, diverse Wegvarianten und Aktualisierungen finden sich unter www.unikum.ac.at, Zugauskünfte unter www.oebb.at, www.slo-zeleznice.si und www.trenitalia.com.





I Kein Bleiben

WANDERUNG VON WARMBAD VILLACH/TOPLICE NACH FAAK AM SEE/BAČE

Villach zu verlassen, ist das der beste Weg: Man wandert ohne große Anstrengung von Bahnhof zu Bahnhof, genießt die Vielfalt der Landschaft und ein Potpourri geschichtsträchtiger Siedlungen. Über rampenartige Ortsbilder trösten manches Naturjuwel und eine Reihe interessanter Kulturdenkmäler hinweg. Ein Auftakt (fast) nach Maß, der Lust macht auf Meer.

Den ersten Abschnitt legt man auf der gut erhaltenen Römerstraße bei Warmbad Villach zurück, die einst Noreia mit Aquileia verband. Keltische Hügelgräber liegen ebenso am Weg wie das Tschamer-Loch und die Studenca, die sich im Frühjahr wie ein Sturzbach aus dem Fels ergießt. Bei Oberfederaun, das auf dem Eselsohr des Dobratsch sitzt, biegt man nach Osten. Man folgt der Gail bis Müllnern, wo eine Nudelfabrik ums Überleben kämpft. Sanft wellt sich das Gefilde bei Finkenstein, das trotz Zersiedelung noch dörflichen Charakter hat. Wie ein Vulkan erhebt der Mittagskogel sich im Süden. Man wechselt auf die

rechte Seite des Tales und steigt im Wald zur hübschen Kanzianikirche an. Den Höhepunkt der Wanderung erreicht man mit der Burgruine in Altfinkenstein. Prächtig ist die Bergkulisse, bezaubernd sind die Hügel im Umkreis, und selbst der Häuserbrei im Tal nimmt sich von hier betrachtet malerisch aus.

ANMERKUNGEN: Leichte Wanderung. Länge: 17 km. Mehrere Abkürzungsmöglichkeiten. Gehzeit: 5 Stunden. Anstiege: ca. 350 m. Karte: Kompass Wanderkarte Nr. 062, Villach–Faaker See. Einkehr: Finkenstein, Altfinkenstein, Pogöriach.

WEGBESCHREIBUNG: Man überschreitet den Parkplatz vis-à-vis des Bahnhofs Warmbad Villach und betritt rechts des »Kursalons« eine Allee. Nach 50 m wendet man sich nach links (Beginn der »Laufstrecke«), durchschreitet den Kurpark und gelangt zu einer **Kapelle**. Kurzer Anstieg über eine Geländestufe bis zu einem Quersträßchen; auf diesem nach links (Markierung 09). Nach 300 m eine Gabelung; man geht rechts und folgt nach 30 m dem Wegweiser »Römerweg«.

Bauernhof in Finkenstein/Bekštanj



Man passiert die **Napoleonwiese** (Hügelgräber) und stößt bald darauf auf die **Römerstraße**, welcher man folgt. Anstieg bis zu einem kleinen Sattel. Kurz darauf passiert man die **Studenca** (temporäre Quelle) und ignoriert die darauffolgende Abzweigung nach links (Wegweiser »Warmbad«). Geradeaus weiter auf breitem Wege bis **Oberfederaun** (0:45 Std.).

Bei den ersten Häusern auf einem Asphaltsträßchen geradeaus bis zu einem großen Bildstock (Weitwanderweg Nr. 209). Man geht rechts und folgt der Straße bergab bis **Untervederaun**. Am Ortsbeginn eine Querstraße; man geht links. Nach gut 100 m nimmt man eine Abzweigung nach rechts, unterquert die Autobahn, dann eine weitere Straßenbrücke. Nach 50 m verlässt man die Straße nach rechts und wandert auf breitem Uferweg entlang der Gail flussabwärts. Nach 25 Min. unterquert man eine Eisenbahnbrücke und biegt sofort nach links. Man steigt zur **Bundesstraße** an und wendet sich auf dieser nach rechts. Man überquert die Gail und wendet sich nach der Brücke nach links (Wegweiser »Müllnern«). Man durchschreitet – stets der Warmbader Straße folgend – den gesamten Ort, passiert dabei die »Kunstmühle« und gelangt nach ca. 15 Min. zur Finkensteiner **Nudelfabrik** (1:45 Std.).

Man passiert das ehemalige Gewerkenschloss (»WdL-Haus«), geht auf ansteigendem Weg links an der **Nudelfabrik** und einem Wohngebäude vorbei, um auf breitem, ebenem Wege neben einem Kanal weiter zu wandern. Nach 100 m steigt der Weg an und führt in den Wald. Nach kurzem steilem Anstieg nimmt man eine Abzweigung nach rechts, erreicht gleich darauf einen Querweg und geht auf diesem nach rechts. Sehr schöner Feldweg bis zu den ersten Häusern von **Finkenstein**. Schöner Blick auf den Mittagkogel. Am Ortsrand folgt man einem Sträßchen bis zu einer Querstraße, auf dieser nach rechts bis zur **Kirche** (2:15 Std.).

Vor der Kirche eine Kreuzung; man geht rechts bergab bis zu einer Gabelung vor dem **Bahnhof Finkenstein**. Man geht rechts (!), quert die Gleise und wandert 500 m westwärts. Man passiert ein Sägewerk und biegt in ein ansteigendes Sträßchen nach links. 10 Min. unerquicklicher Asphalt. Man passiert die »Dorf-mühle« und gelangt kurz darauf zu einer Querstraße; auf dieser nach rechts bis zum neuen Ortszentrum von Finkenstein an der **Bundesstraße**. Man wendet sich auf dieser nach links und biegt nach 250 m nach rechts in den asphaltierten Kazianibergweg. Nach 200 m eine Gabelung; man geht links bergauf (Markierung). Am Ortsrand ein Querweg; man geht geradeaus (Wegweiser »Kazianiberg«) und steigt 20 Min. auf markiertem Waldweg bis zu einem kleinen Sattel an. Hier wendet man sich nach rechts und steigt steil auf einem »Naturlehrpfad« zur **Kazianibergkirche** an (3:15 Std.).

Man kehrt zum Sattel unterhalb der Kirche zurück und geht hier geradeaus (Wegweiser »Burgruine«). Der Weg vereinigt sich kurz darauf mit einem breiteren Weg; man geht geradeaus (ignoriert den Wegweiser »Pogöriach«). Wenig

später eine Gabelung; man geht links und wandert bald darauf neben einer Asphaltstraße, bis man schließlich auf dieselbe trifft. Auf der Straße nach links. 15 Min. Asphalt bis **Altfinkenstein** (4:00 Std.).

Variante: Man biegt am Ortsbeginn von Altfinkenstein nach rechts in den markierten Weg Nr. 683 und steigt steil bis zum Bauernhof vulgo **Zwanzger** an. Schönes Panorama. Von dort auf einem Sträßlein in östlicher Richtung bis zur **Baumgartner Höhe**. Bei einem Bildstock an der Straße links bergab bis zur Talstation eines Sessellifts. Weiter bergab in einer Schneiße bis **Altfinkenstein**. Zusätzlicher Zeitaufwand: 1 Std.).

Aufstieg zur **Burgruine**. Schöner Rundblick. Zurück zum Ruinenstüberl an der Querstraße unterhalb der Ruine. Von hier auf markiertem Weg (Wegweiser »Pogöriach«) im Wald steil bergab bis **Pogöriach** (4:30 Std.). Bei den ersten Häusern ein Querweg, man geht rechts und folgt einem Sträßchen bis zum Pogöriacher Hof unterhalb der Kirche; hier nimmt man eine Abzweigung nach rechts. Nach 10 Min., beim Gasthof Urschitz, biegt man nach links und erreicht kurz darauf die Bundesstraße. Man geht geradeaus und erreicht **Faak am See**. Nach 150 m eine Gabelung; man hält sich links und gelangt nach 500 m zu einem Bahnübergang. Man überquert die Schienen, wendet sich nach rechts und erreicht den **Bahnhof Faak am See** (5:00 Std.).

Finkenstein/Bekštanj: Eiernudeln mit Häuserbrei

Wo liegt Finkenstein? Auf diese Frage wissen selbst die Einheimischen keine eindeutige Antwort, hat doch die Gemeinde gleich mehrere, weit auseinander liegende Ortskerne. Es sind dies Finkenstein, Alt Finkenstein und Faak am See, das wiederum in (mindestens) zwei »Zentren« zerfällt. Dazu kommen die Industrie- und Verkehrsknotenpunkte Fürnitz und Gödersdorf sowie 21 weitere Dörfer und Weiler, von denen die kleinsten, Outschena und Petschnitzen, unüberhörbar slowenischen Ursprungs sind. Zusammengehalten werden die Ortschaften von einem dichten Netz aus gehsteiglosen Umfahrungs- und Stichstraßen, an deren Verästelungen die Einfamilien- und Ferienhäuser wie Sprossenkohl gedeihen und, sofern sie sich nicht ausgerechnet Paradies nennen, zu namenlosen Gebäudehaufen verklumpen. Finkenstein ist eine der bevölkerungsreichsten Landgemeinden Kärntens und kann als Musterbeispiel für Landschaftsschwund durch Zersiedelung betrachtet werden. Aus dem undefinierbaren Häuserbrei ragt aber auch eine Reihe landschaftlicher Kleinode und interessanter Kulturdenkmäler heraus, die bei geschickter Routenwahl ein abwechslungsreiches Besichtigungsprogramm ergeben.

Müllnern/Mlinare, das zwei Kilometer westlich des Hauptortes liegt, besitzt mit der Finkensteiner Eiernudelfabrik ein bemerkenswertes Industriedenkmal. Das auf den ersten Blick unauffällige Ensemble, bestehend aus ehemaligem Werkenschloss, Fabriksgebäude, Eiskeller, Arbeiterwohnhaus und Kleinkraftwerk, blickt auf eine über 400jährige Geschichte zurück. Sie begann mit der Errichtung eines Hammerwerkes, dessen protestantische Eigentümer im Zuge der Gegenreformation vertrieben wurden. In weiterer Folge diente das Werk als Getreidemühle, Schnapsbrennerei und Hefefabrik, ohne den wechselnden Eigentümern je viel Glück zu bringen. Der Durchbruch erfolgte erst im Jahr 1906, als der Bozener Nudelfabrikant Giuseppe Gregori – der bereits für die Verpflegung tausender Arbeiter beim Bau der Karawankenbahn gesorgt hatte – die Anlage erwarb und mit der Produktion von »tadellosen, wohlschmeckenden und in jeder Beziehung reinlichst erzeugten Teigwaren« begann. Bald waren die »Finkensteiner Eiernudeln« – von denen es fast 50 verschiedene Sorten gab – im ganzen Kaiserreich ein Begriff. 80 Arbeiter erzeugten jährlich bis zu 2500 Tonnen Teigwaren, die bis Budapest und in den Balkan, aber auch nach Italien exportiert wurden.

Zwölf Jahre später – mit dem Zerfall der Monarchie waren die meisten Absatzmärkte verloren gegangen – hatte der Höhenflug ein

Ende Österreichs erste Nudelfabrik schlitterte in eine Krise, die sich zum Dauerzustand auswachsen sollte. Sichere Umsätze gab es nur im Dritten Reich, als die Nudelproduktion als »kriegswichtig« galt und staatlich gelenkt wurde. Auch die Partisanen deckten sich mit Finkensteiner Eiernudeln ein – mit vorgehaltener Pistole, aber gegen korrekte Bezahlung.

Am freien Markt konnte sich das Familienunternehmen – es wird heute von der Ururenkelin des Gründers geführt – nur schwer behaupten. In den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ging die Produktion unter dem Druck der ausländischen Konkurrenz rapide zurück; weitere Einbrüche gab es nach dem Beitritt Österreichs zur EU. Heute sind die Finkensteiner Eiernudeln aus den Regalen der Supermärkte fast völlig verschwunden; beliefert werden hauptsächlich Betriebsküchen und die Gastronomie. Der Jahresausstoß beträgt lediglich 400 Tonnen. Hatten 1947 noch 60 Frauen und ein paar Männer Arbeit gefunden, beschäftigt die Fabrik heute nur noch sieben Personen.

Die Produktpalette ist aber immer noch erstaunlich breit. Sie reicht von den »Muscherln«, »Ringerln« und »Fleckerln« unter der Marke »Goldfink« über Bio-Teigwaren bis zu den berühmten Buchstabennudeln. Dazu kommt das klassische Repertoire, von Fettuccine bis Tagliolini, die man als »Pasta Gregori« zu vermarkten sucht. Am arbeitsintensivsten ist die Spaghetti-Erzeugung, denn die Nudeln müssen immer noch händisch geschnitten und zum Trocknen aufgelegt werden. Die Firma nimmt für sich in Anspruch, »Qualität auf dem höchstmöglichen Standart« (sic!) zu produzieren und stellt auf Wunsch auch maßgeschneiderte Nudeln her. So ließ sich der Künstler Werner Hofmeister eine Edition von Q-Nudeln anfertigen. Angeregt wird hiermit die Produktion einer zweisprachigen Buchstabensuppe, in der das deutsche Alphabet mit den schönen slowenischen Zischlauten Č, Š und Ž angereichert ist.

Dass Finkenstein/Bekštanj einen nicht unbeträchtlichen Anteil slowenischer Bürger hat, ist für Außenstehende kaum erkennbar. Weder weisen zweisprachige Ortstafeln darauf hin, noch spielt die Zweisprachigkeit in der Fremdenverkehrswerbung eine Rolle.

Einer, der gegen diese spezifisch kärntnerische Form der Verdrängung immer wieder seine Stimme erhebt, ist der Künstler Valentin Oman. 2005 mit dem Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet, nannte er alle Personen und Institutionen »unbegreiflich dumm und von präpotenter Arroganz, die im Kärntner Slowenen eine



Ehemalige Fremdenpension in Finkenstein/Bekštanj

Bedrohung sehen oder ihn zum Feindbild hochstilisiert haben«. International bekannt wurde der 1935 geborene Maler mit seinen teils düsteren, teils farbintensiven »Menschenbildern«, die aus mehreren Schichten Farbe, Gaze oder Papier förmlich hervortreten und an freigelegte Fresken erinnern. Sein öffentliches Eintreten für die Rechte der slowenischen Minderheit brachte ihm die Gegnerschaft deutsch-nationaler Organisationen ein und die Empfehlung des Landeshauptmannes, das Land zu verlassen. In Finkenstein hat sich der Künstler ein Atelier nach eigenen Plänen errichten lassen. Dem Duktus seiner Bilder entsprechend ist daraus ein fast sakraler Bau geworden. Die unglaubliche Menge der hier gelagerten Werke zeugt von der enormen Produktivität des Künstlers. In Ledenitzen (das ebenfalls zur Gemeinde Finkenstein gehört) kann eine von ihm gestaltete Aufbahnhalle besichtigt werden. Kernstück ist eine Reihe länglicher Glasfenster mit schemenhaften Figuren auf tiefblauem Grund. »Im Innenraum«, heißt es auf der Homepage des Künstlers, »walten müde farbige Menschheitsspuren«.

Lebendiger geht es im zweisprachigen Kindergarten und in der zweisprachigen Volksschule von Finkenstein zu. Ersterer wird privat

geführt, zweitens ist laut Selbstdarstellung bestrebt, »den Schülern von klein auf eine offene Denkweise gegenüber Menschen mit anderer Kultur, Sprache und Hautfarbe anzuerziehen«. In vier von fünf Klassen wird in beiden Landessprachen unterrichtet; eine Klasse bietet zusätzlich Italienisch an. Dass die Schule trotz Bekenntnis zur Zweisprachigkeit lediglich eine deutsche Aufschrift trägt, ist wohl ein Zugeständnis an jene Bürger, die in jeder »Ljudška šola« einen Brückenkopf der Slowenisierung vermuten. Solchen Leuten erscheint wohl auch der Finkensteiner Kulturverein *Slovensko prosvetno društvo »Jepa-Baško jezero«* verdächtig, der sich der Pflege des slowenischen Liedguts widmet.

Die Verleugnung der slowenischen Wurzeln könnte der Gemeinde mittlerweile zum Nachteil im touristischen Wettbewerb gereichen. So kritisierte 2005 die Frankfurter Allgemeine Zeitung in einer großen Reportage über den Faaker See, dass die Möglichkeit der »Begegnung mit der slowenischen Kultur und Sprache« bei der touristischen Selbstdarstellung der Region völlig vernachlässigt und »die doppelte kulturelle Identität des Landes« unterschlagen werde. »Damit«, so die FAZ weiter, »gerät die Geschichte eines Landes in Vergessenheit, in dem noch vor hundert Jahren jeder vierte im Alltag slowenisch sprach. [Anm.: 1894 sprachen in Finkenstein/Bekštanj laut Volkszählung von 150 Einwohnern 145 Slowenisch; in Faak/Bače gaben von 259 Haushalten nur vier (!) Deutsch als Umgangssprache an.] Das 1972 beschlossene Ortstafelgesetz, das die Gemeinden zu zweisprachigen topographischen Aufschriften verpflichtet, ist bis heute nicht umgesetzt.« Als Symbol für dieses Versäumnis mag die Schrifttafel über dem Eingang des hundertjährigen Bahnhofsgebäudes von Faak am See gelten: Ursprünglich zweisprachig, wurde sie vor Jahrzehnten weiß überpinselt und mit einer deutschen Aufschrift versehen. Die Übermalung wurde aber von Wind und Wetter so in Mitleidenschaft gezogen, dass – quasi in Oman'scher Manier – Fragmente der alten Beschriftung allmählich wieder zum Vorschein kommen.

Vor einem Menschenalter, als die Slowenen in der Gemeinde noch die Mehrheit stellten, war Finkenstein ein kleines Dorf. Eine Ahnung vom ursprünglichen Ortsbild vermittelt sich beim Rundgang im Bereich der Bahnstation, über der sich die ursprünglich gotische Kirche St. Stefan erhebt. Der wuchtige Bau ist ein Werk des Meisters Jörg von Klagenfurt und diente als Wehranlage gegen die Türken, wovon noch heute die Schießscharten oberhalb des Presbyteriums zeugen. Ein steiler überdachter Stiegenaufgang stellt die Verbindung zur Dorf-

straße her, über die mitten im Ort die Eisenbahn hinwegdonnert. An den Ersten Weltkrieg erinnert ein Heldendenkmal mit Jugendstilelementen. Ein steinerner Krieger mit Stahlhelm stützt sich müde auf sein Sturmgewehr. Das Minenspiel drückt eine geradezu unsoldatische Skepsis aus, und die scheint angesichts der Inschrift durchaus angebracht: »Führe unsere Heldenbrüder, oh Herr, zum glorreichen und letzten Siege im Himmelreiche.«

Im Umkreis hat sich aber mit mehreren eingeschößigen Häusern und verwitterten Scheunen alte bäuerliche Architektur von wohlthuender Schlichtheit erhalten. Ein Schmuckstück ist die hübsch renovierte Bauernmühle aus dem 18. Jahrhundert, die als Dorfmuseum eingerichtet wurde und eines der letzten unverputzten Steinhäuser des Ortes ist. Ebenso malerisch, doch leider von einer hässlichen Gaststätte bedrängt, ist das Kirchlein St. Margaretha an der Bundesstraße. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert und trägt seine Glocke auf einem Dachreiter offen zur Schau. An der Südseite prangen Fresken aus dem 15. Jahrhundert, darunter die Darstellung des Heiligen Christopherus, der unter dem Durchzugsverkehr sichtlich leidet. Vom Autolärm unbehelligt bleibt die 700jährige Kirche des Heiligen Kanzian am Kanzienberg südlich der Bundesstraße. Sie steht auf einem bewaldeten Felshügel, an dessen terrassiertem Westhang sich schon in der Jungsteinzeit und im Altertum eine Siedlung bzw. ein römisches Kastell befanden. Der Ort kann nur zu Fuß über einen steilen Weg erreicht werden, weshalb sich der Ansturm selbst in der Wandersaison in Grenzen hält. So hat der Besucher den schönen gotischen Bau meist für sich allein. Besonders auffällig ist der schlanke achtseitige Glockenturm, der auf einem würfeligen Unterbau sitzt und ein wenig an einen Leuchtturm erinnert. Mit verblassten Fresken und ungelungenen Steinornamenten lässt das Mittelalter grüßen. Bei Schlechtwetter gibt die schindelgedeckte Vorlaube mit schön bemalter Decke einen stimmungsvollen Unterstand ab. Ein schmaler Schlitz in der Eingangstür erlaubt den Blick ins bescheiden eingerichtete und reich bemalte Kircheninnere. »Lebt« die Kirche nicht zuletzt von der angenehmen Patina, die sie im Lauf der Zeit angesetzt hat, haben die Bildstöcke des dazugehörigen Kreuzweges infolge einer unsensiblen Renovierung jede Aura verloren. In Würde gealtert ist aber das immer noch bewirtschaftete, weltabgewandte Ensemble aus Bauernkeusche, Scheune, Stall und Schuppen zu seinen Füßen.

Burgruine Finkenstein/Stari grad



Mit der benachbarten Burgruine Finkenstein in Altfinckenstein betritt man das meistbesuchte Kulturdenkmal der Gemeinde. Es handelt sich um die Überreste einer ursprünglich bambergischen Festung, die 1142 erstmals erwähnt wurde. Schon Santonino pries die »herrliche und ziemlich ausgedehnte Landschaft« zu ihren Füßen. In guter Erinnerung war ihm die Burg vor allem wegen eines zehngängigen »Fastenmenüs« geblieben, das man ihm hier kredenzte.

Heute präsentiert sich die Anlage als reichlich verwirrender Komplex aus verstümmeltem Burgfried, brüchigem Gemäuer mit gotischen Zierelementen (unter denen die »venezianischen« Kielbogenportale und -fenster besonders hervorstechen) und neuzeitlichen Zubauten. Er bildet die Kulisse einer für Freiluftveranstaltungen genutzten »Burgarena«, die einen ehemaligen Kräutergarten ausfüllt. Dazu kommen gastronomische und sanitäre Einrichtungen, die kaum über das Stadium eines Provisoriums hinausgekommen sind. Was die Touristiker als Sehenswürdigkeit preisen, hält der Burgenforscher Martin Aigner schlicht für »scheußlich restauriert«. Als Beispiel für die Verschandelung nennt er »die gotische Burgkapelle, die sich hinter einem Pizzaofen und einer Theke versteckt und als Lebensmittellager verwendet wird«. Nicht minder stören ihn die großflächigen Werbetransparente an der Fassade sowie eine »unnütze Blechtafel, von der man erfährt, dass die Burg in Kärnten steht«.

Legt man weniger strenge Maßstäbe an, kann das Formenchaos – zumindest in der Vor- und Nachsaison, wenn das ästhetische Unvermögen der Gestalter unverblümt zutage tritt – durchaus vergnüglich sein. Faszinierend ist die dunkelgrüne Plastiklandschaft aus Regenplanen, die den sanften Hügeln der näheren Umgebung nachempfunden zu sein scheint. Versöhnlich stimmt auch die schöne Häusergruppe unterhalb der Burg, bestehend aus der ehemaligen Meierei und den historischen Wirtschaftsgebäuden aus Bruchsteinwänden mit bemosten Schindeldächern. Bezugspunkt ist eine ehrwürdige Linde, die den Aufgang zur Burg markiert und einem betagten Schlosshund als Schattenspender dient. Wer sich von dem freundlichen Tier über die Stufen, die einst Santonino ging, zur Aussichtsterrasse geleiten lässt, darf sich vor allem auf eines freuen: den wunderbaren, der Realität unverschämt schmeichelnden Rundblick auf das Gebiet um den Faaker See.

Dass Baško jezero, wie der Faaker See auf Slowenisch heißt, in einem alten Reiseführer als »der malerischste und romantischste See Österreichs« bezeichnet wurde, ist bei näherem Augenschein nur noch

schwer nachvollziehbar. Vom Schilfgürtel im Westen abgesehen, ist das Ufer weitgehend verbaut und kaum frei zugänglich. So klingt es heute wie ein Hohn, was der Reiseschriftsteller Carl Ghon Ende des 19. Jahrhunderts zu Papier gebracht hat: »Die Gegend scheint alle unpassenden Formen ausgeschlossen zu haben, denn Lieblichkeit und Großartigkeit vereinigen sich hier zu einer seltenen Harmonie.«

Den alten Zauber verspürt man nur noch auf der langgestreckten Moräneninsel in der Mitte des Sees. Schon 1906 wurde hier ein altes Gasthaus zum Hotel ausgebaut, dessen mondäne Gäste mit der im selben Jahr fertiggestellten Karawankenbahn anreisten und sich mit dem Ruderboot zu ihrem Quartier bringen ließen. 1930, das Hotel befand sich mittlerweile im Besitz eines Onkels des Philosophen Ludwig Wittgenstein, entstand nach den Plänen des bekannten »Wörtherseearchitekten« Franz Baumgartner ein heute denkmalgeschütztes Badehaus. Der dunkelbraune Holzbau, bestehend aus einem markant gegliederten, dreigeschoßigen Mitteltrakt und zwei ausladenden Seitenflügeln mit Umkleidekabinen, gilt als wertvolles Zeugnis der Badekultur der Zwischenkriegszeit. Nostalgische Gefühle weckt auch die Liegewiese, die nichts zu bieten hat als saftiges Gras, etwas Kiesel und ein schwimmendes Holzpodest. Umrahmt wird das Ensemble zu Lande vom natürlichen Mischwald, zu Wasser von Binsen, Schilf und Seerosen. Erreichbar ist das Idyll mit der »Möwe«, dem einzigen auf dem See zugelassenen Motorboot.

Setzt man auf der Insel erfolgreich auf das Produkt »Sommerfrische«, d. h. auf ein Urlaubsangebot, das dem Bedürfnis nach Ruhe und Naturerlebnis entgegenkommt, hat man dieses Kapital in Faak fast zur Gänze verspielt. Zwar wird man nicht müde, auf die Trinkwasserqualität des smaragdgrünen Sees hinzuweisen, doch scheinen sich die meisten touristischen Einrichtungen von den natürlichen Schönheiten des Gebietes geradezu abzuwenden. Kaum ein Hotel oder Campingplatz, der nicht mit hässlichen Sportanlagen oder »Erlebniswelten« um Gäste wirbt. So blieb es dem Naturschutzbund Kärnten vorbehalten, durch den schrittweisen Ankauf von Grundstücken und die Wiederinleitung des Rauschenbaches das von über 300 verschiedenen Tier- und Pflanzenarten bevölkerte Finkensteiner Moor zu neuem Leben zu erwecken. Besonders schön ist der Pfad entlang des mäandernden Zuflusses im Westen des Biotops. Östlich des Faaker Sees glaubt man solche Feuchtwiesen mit Fitness-Parcours »aufwerten« zu müssen. Dass man beim Aichwaldsee, einem idyllischen Moorteich im Südosten der Gemeinde, auf ähnliche »Attraktionen« vergessen hat, grenzt an ein Wunder.

Ihren Anfang nahm die Misere in den 60ern des 20. Jahrhunderts, als der Tourismus in Kärnten boomte und daher auch am Faaker See eine enorme Nachfrage nach Fremdenzimmern bestand. Allenortes wurden Frühstückspensionen und Hotels aus dem Boden gestampft, die weder in baulicher Hinsicht noch vom Standort her auf das Landschaftsbild Rücksicht nahmen. Die Aussicht auf schnelles Geld veranlasste auch viele Private, in Gästezimmer und Ferienwohnungen zu investieren und ihre Häuser entsprechend zu vergrößern. Dass dabei die historische Bausubstanz nur störte und entweder geschleift oder bis zur Unkenntlichkeit »verschönert« werden musste, versteht sich von selbst. Bescherten die Unterkünfte ihren Vermietern drei Jahrzehnte Wohlstand und Ansehen, geraten sie heute immer mehr zur Belastung. Manche Frühstückspension, die einst aus den Nähten platzte, gerät in Gefahr, sich in eine Rattenburg zu verwandeln. Andere Gastronomen ziehen sich aus der Affäre, indem sie ihre Unterkünfte in Eigentumswohnungen umwidmen lassen. Die stehen dann, obwohl als »Hauptwohnsitze« deklariert, die meiste Zeit leer.

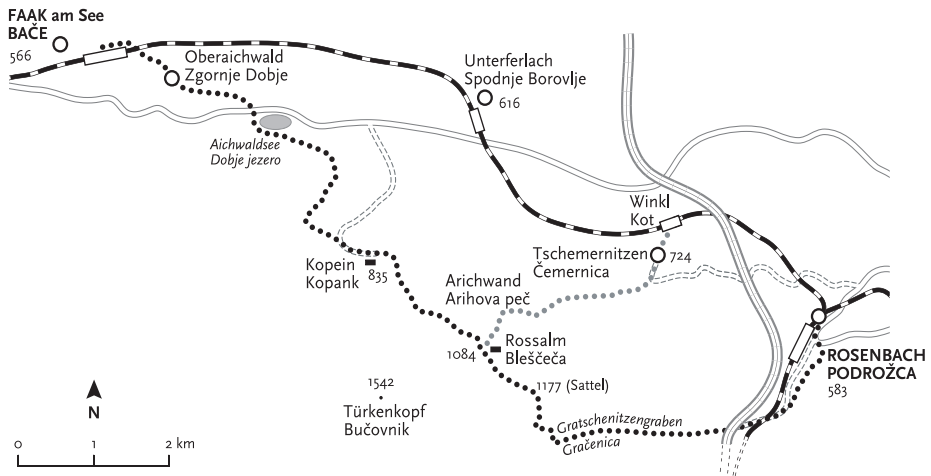
Mit den Einbrüchen des Sommerfremdenverkehrs – sie betrogen in den 90ern rund 30 Prozent und setzen sich bis heute fort – treten die Schwächen der hiesigen Gastronomie immer deutlicher zutage. Offenkundig ist die schlechte Bausubstanz und der niedrige Standard vieler Beherbergungsbetriebe, hat man es doch weitgehend verabsäumt, sich in den guten Jahren um Verbesserungen zu kümmern. Auch die heimische Küche scheint auf dem Niveau der 70er stecken geliebt zu sein. »Die kulinarische Qualität ist in vielen Gasthäusern bestenfalls mittelmäßig«, heißt es im bereits erwähnten FAZ-Artikel, und außerdem »sind in der Hauptsaison die Preise exorbitant hoch.« Beklagt wird auch ein »gewisser Überdruß an den Touristen« bzw. eine »latente Reizbarkeit, die dem aufmerksamen Gast nicht verborgen bleibt«.

Statt sich am Faaker See – wie von Fachleuten gefordert – auf ein Leitbild zu besinnen, das sich am Kulturaustausch und der Begnung mit der Natur orientiert, und dieses professionell zu vermarkten, versucht man, dem touristischen Niedergang mittels Eventmarketing entgegenzusteuern. Neben Freiluftkonzerten mit diversen Schlager-, Pop- und Klassik-Stars werden so genannte Brauchtums- oder Motorsportveranstaltungen geboten. Größtes Spektakel ist das so genannte Harley-Davidson-Treffen (eigentlich: European Bike Week), das jedes Jahr im September stattfindet und angeblich bis zu 60.000 Motorradfans anzieht. Das verbessert zwar für einige Tage die Buchungslage, schädigt aber das Image der Region nachhaltig. Dominiert wird die

Veranstaltung von der bekannt »kunstsinnigen« Gesellschaft aus Lederstrümpfen und Wikingern, die sich hauptsächlich über airbrush-verzierte Maschinen, Accessoires und Tattoos zu definieren scheint. Als erotischer Aufputz dienen aufblasbare Busenwunder aus Vinyl, die am Sozius mitgeführt werden. In dieser Woche muss sich alles dem motorisierten Verkehr unterordnen. Da wird die Seeuferstraße zur Einbahn erklärt und überschreitet der Lärmpegel jedes erträgliche Maß. Höhepunkt der Veranstaltung ist eine 60 km lange Bikerparade, die sich im Schrittempo und mit heulenden Motoren rund um den See und durch Unterkärnten bewegt. Spätestens dann ist es für den Wanderer an der Zeit, das Weite zu suchen.

In Müllnern/Mlinare





II Im »Bandengebiet«

WANDERUNG VON FAAK AM SEE/BAČE NACH ROSENBACH/PODROŽCA

Für Wanderer ist das Gebiet um den Faaker See – trotz zahlreicher Erlebniswege, Laufstrecken und Lehrpfade – ein schwieriges Pflaster. Heillose Zersiedelung und ein eng geknüpftes Straßennetz verleiden fast jeden Spaziergang. Also tut man gut daran, die Gegend großräumig zu umgehen und sich in die Wälder zu begeben, in denen einst so genannte Banditen bewaffneten Widerstand gegen den Nationalsozialismus leisteten.

Von Faak gelangt man bald in bäuerliches Gefilde, wo noch einige Keuschen und Scheunen den Fertighäusern trotzen. Ein stilles Wasser ist der Aichwaldsee, dessen altes Strandbad nach Büffelbeize und Sommerfrische riecht. Der Weiler Kopein, auf einer Geländestufe unterhalb des Türkenkopfes gelegen, lädt mit schönen Streuobstwiesen und einem freundlichen Berggasthof zur Rast. Kaum eine Stunde dauert der Aufstieg zur Rossalm, auf der sich die Route teilt: Man steigt entweder entlang der Arichwand, wo 1945 sieben Kärntner Partisanen ihr Leben ließen, nach Winkl ab oder überschreitet einen Sattel zum Gratschenitzengraben, um unter steilen Kalkfelsen nach Rosenbach zu wandern.

ANMERKUNGEN: Mittelschwere Wanderung. Länge: 17 bzw. 20 km. Gehzeit: 4 bzw. gut 5 Stunden. Anstieg: 650 m. Abstieg: 600 m. Karte: Kompass Wanderkarte Nr. 062,

Villach–Faaker See. Einkehr: Kopein. Wichtige Hinweise: Ab der Rossalm sind Trittfestigkeit und Schwindelfreiheit erforderlich. Bei Nässe nicht ratsam!

WEGBESCHREIBUNG: Man geht vom **Bahnhof Faak am See** 100 m in östlicher Richtung, überschreitet mit gebotener Vorsicht die Gleise und wendet sich auf einem Querweg nach links. Nach 200 m nimmt man eine Abzweigung nach rechts (Wegweiser »Oberaichwald«). Kurzer Anstieg bis zu einem Querweg; auf diesem nach links. Geradeaus bis zur Kehre einer breiteren Straße; man geht rechts (Wegweiser »Dorfhotel«) und steigt bis zu einer Kreuzung an. Man biegt nach links und folgt der Straße bis zum Dorfhotel. Hier wendet man sich halblinks in den »Erlebniswanderweg« und folgt nun der Markierung (nach 15 Min. die Bundesstraße überquerend) bis zum **Aichwaldsee**, welchen man rechts umgeht. Man gelangt zum **Strandbad** an der Südseite des Sees (0:45 Std.).

Auf einem Sträßchen weiter in östlicher Richtung. Nach 200 m biegt die Straße nach links; man geht geradeaus in einen breiten Wiesenweg. Bei einer Querstraße geradeaus über ein Brücklein, dann sofort nach rechts. Steiler Aufstieg im Wald auf markiertem Weg bis zu einem **Bauernhof**. Man geht rechts am Haus vorbei und wendet sich auf markiertem Fahrweg nach rechts (Wegweiser »Bertahütte«). 10 Min. moderat bergauf bis zu einer Kreuzung; man wendet sich nach links (Wegweiser »Kopein«) und erreicht nach 15 Min. **Kopein** (1:45 Std.).

Man passiert den Gasthof Sticker und wandert auf einer Forststraße in östlicher Richtung (Wegweiser »Rossalm«). Bei einem Holzlagerplatz folgt man dem Hauptweg nach rechts und steigt, stets der Markierung folgend, bis zur **Rossalm** an (2:30 Std.).

Man passiert zwei Hütten, gelangt kurz darauf zu einer Kreuzung und geht geradeaus (Wegweiser »Rosenbach«, Markierung 679a). Man folgt der Markierung erst auf breitem Forstweg, dann auf schmalem, steil ansteigendem Weg bis zu einem Sattel (3:00 Std.); auf diesem nach rechts. 30minütiger, teilweise etwas mühseliger Abstieg am bewaldeten Hang. Man erreicht einen Forstweg; weiter bergab bis zu einer Forststraße; auf dieser talauswärts bis zu einer Asphaltstraße unterhalb des **Karawankentunnels** (4:30 Std.).

Man folgt dem Sträßchen, erst die Autobahn, dann die Bahn unterquerend, bis zu einer **Jausenstation**. Unmittelbar danach wendet man sich in eine ansteigende Forststraße (Markierung 603). Kurzer Anstieg bis zu einer Kreuzung; man geht links [Anm.: Wendet man sich hier scharf nach rechts, erreicht man nach 10 Min. die Ruine einer im Abwehrkampf 1919 zerstörten Kapelle]. 15 Min. angenehmer, fast ebener Weg bis zu einer Kreuzung; man wendet sich nach links (Wegweiser: »Rosenbach Bhf.«). Steiler Abstieg bis zur Hauptstraße; auf dieser nach links bis zum Gasthof Matschnig. Hier geht man links und erreicht den **Bahnhof Rosenbach** (5:15 Std.).

Variante ab der **Rossalm**: Am Hauptweg unterhalb der ersten Hütte eine Abzweigung; man geht links (Pfeil »Arichwand«) und folgt dem markierten Weg Nr. 679 bis zu einem kleinen Sattel. Hier geht man, den Hauptweg verlassend, geradeaus und steigt kurz bis zur Hütte oberhalb der **Arichwand** an. Schöner Rastplatz, prächtige Aussicht. Man kehrt zum Sattel zurück und folgt nun der Markierung nach rechts – anfänglich sehr steil bergab, dann auf bequemen Wegen und schließlich begleitet von einem Bächlein – bis **Tschernitzen**. Bei den ersten Häusern eine Kreuzung, man wandert auf einer Asphaltstraße 500 m geradeaus bis zu einem Bauernhof. Man geht rechts an einer großen Scheune vorbei, durchschreitet an der Rückseite ein Gatter und wandert am rechten Rand eines Feldes bis zu dessen Ende. Auf schmalem Pfad im Wald 10 Min. bergab bis zur **Bahnhaltestelle Winkl/Kot** (4:00 Std.).

Bei Oberaichwald/Zgornje Dobje



Rosenbach/Podrožca: Das Loch

An der Wende zum 20. Jahrhundert einigten sich die wirtschaftlichen und politischen Interessensverbände Innerösterreichs über den künftigen Verlauf einer zweiten Eisenbahnverbindung mit der Hafenstadt Triest. Der Bau neuer Eisenbahnstrecken (Tauern-, Phyrn-, Karawanken- und Wocheinerbahn) sollte die Binnenstädte der Habsburgermonarchie, aber auch Süddeutschlands, näher an Österreichs wichtigsten Handelshafen heranführen. 1901 wurde mit den Arbeiten zur Karawankenbahn von Klagenfurt bzw. Villach über Rosenbach/Podrožca nach Jesenice/Assling begonnen. Zur Bewältigung der immensen Erd- und Felsbewegungen bedurfte es zehntausender Arbeiter, die allein entlang der Karawanken- und Wocheinerbahn während einer fünfjährigen Bauzeit 47 Tunneln und 729 Brücken schufen.

Der Eisenbahnbau war ein riesiges öffentliches Bauvorhaben, das damals mehr Arbeitskräfte als jedes andere Industrieunternehmen beschäftigte. Die Proletariermassen zogen als Stoßtrupp der Industrialisierung von einer Baustelle zur anderen, um sich mit Schwerstarbeit ihren bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Für die überwiegend auf Kärntner Boden projektierte Karawankenbahn wurde ab Rosenbach ein acht Kilometer langer Tunneldurchbruch ins südliche Krain vorgenommen. Mit Baubeginn strömten tausende Menschen aus fernen Ländern zu den Eisenbahnbaustellen ins Rosental. Insgesamt waren dort 22.000 Arbeiter beschäftigt, über dreitausend davon kamen beim Bau des Karawankentunnels zum Einsatz, der gleichzeitig von Norden (Rosenbach) und Süden (Hrušica) vorangetrieben wurde.

Innerhalb kürzester Zeit hielt in der bis dahin knapp hundert Einwohner zählenden, slowenischsprachigen Streusiedlung Rosenbach hektisches Treiben Einzug. Bereits im Sommer 1901 wurde mit dem anfangs noch händischen Vortrieb des Karawankentunnels begonnen. Parallel dazu schuf die Bahnverwaltung die nötige Infrastruktur, um das »einsame und unwirtliche Rosenbachtal zugänglich und bewohnbar« zu machen. Zunächst wurde eine für größere Fuhrwerke geeignete Zufahrtsstraße von St. Jakob im Rosental nach Rosenbach angelegt, damit die erforderlichen Baumaterialien und Maschinen von der nächstgelegenen Bahnstation in Velden reibungslos angeliefert werden konnten. Eine eigens errichtete Wasserkraftanlage versorgte nun die elektrisch betriebenen Bohrmaschinen und Entlüftungsanlagen mit Strom. Die auch bei Nacht hell erleuchteten Bauanlagen dürften bei den bis dahin im jahreszeitlichen Rhythmus lebenden Dorfbewohnern einige Irritationen hervorgerufen haben.

Die sozialdemokratische Wochenzeitung »Der Volkswille« berichtete im Jänner 1902 über den Einzug der Moderne ins entlegene Tal: »Zerstreut auf den Höhen zu beiden Seiten des Baches befinden sich einschichtige Häuschen, die den Ort Rosenbach bilden. Es sind dies die letzten vor dem Tunnel, unter ihnen zwei Gasthäuser, die ein brillantes Geschäft machen. Wie hat sich die stille Schlucht seit einem halben Jahr verändert! Früher reichten die Wälder von den Berghängen zu beiden Seiten fast bis an das Wasser, jetzt sind sie gerodet und führen Rollbahnen über das Gelände und sind Häuser darauf errichtet. Zwischen dem Bahnhof und der Tunnelmündung erheben sich die in rascher Eile errichteten Baulichkeiten, zunächst die sechs Arbeiter-Wohnhäuser, dann ein Arbeiter-Wirtshaus, dann wieder an der neuen Straße eine Gendarmeriekaserne, das Beamtencasino, das zugleich die Räume für das neue Postamt enthält, am rechten Bahnufer das Spital, dem in einiger Entfernung das Wirtshaus des Bürgermeisters folgt. Abseits im Bärengraben steht das kleine Epidemiespital.«

1901 bemängelte der k. und k. Gewerbeinspektor die »Bequartierung der Arbeiter« sowie die katastrophalen sanitären Zustände der hastig aus dem Boden gestampften Unterkünfte. Viele der beim Tunnelbau beschäftigten Mineure, Steinmetze, Zimmerleute, Maurer und Schlepper mussten sich ihr Schlaflager überhaupt in Heuschuppen und Ställen suchen. In seiner Reportage über den Bau des Karawankentunnels kritisierte »Der Volkswille« die Wohnungsmisere in Rosenbach: »Die Bauten alle sind für den Augenblick geschaffen, höchst primitiv und bis auf das Beamtencasino ziemlich roh. Die Häuser sind bis auf einzelne nur ebenerdig und zumeist nur Zimmermannsarbeit, und die übrigens gar nicht großen Arbeiterkasernen sind aus Gusswänden errichtet. Wie man sieht, wurde ja an die Arbeiter gedacht, aber in ganz unzureichendem Maße. Die sechs Baracken reichen mitsamt den adaptierten alten Hütten und Schupfen für die Bedürfnisse der kommenden Jahre nicht aus und wenn sich's bewahrheitet, dass schon im kommenden Frühjahr bei 4000 Mann beschäftigt werden, dann ist es im Ernst eine Frage, wo sie denn Unterkunft finden sollen? Waren doch heuer nur rund tausend beschäftigt und die Leute mussten die ganze Gegend stundenweit ablaufen, um nur irgendwo in einem Stalle ein Plätzchen zum Übernachten zu finden und in den wenigen Betten, die sie bei den Bauern rundum gefunden, schliefen sie zu zweien.«

Wie in einigen Rosentaler Ortschroniken nachzulesen ist, sahen sich die Gemeindevertreter mit unzähligen Ansuchen »um Errichtung einer Baracke während des Bahnbaues behufs Ausschank von Bier, Wein und Branntwein« konfrontiert. Manch pfiffiger Wirt verknüpfte das ein-

trägliche Schankgewerbe mit der Vermietung überteuerter Bettlager. Die meisten Schlafstellen boten keinerlei Schutz vor Hitze oder Kälte, viele verfügten nicht einmal über Trinkwasser. Es verwundert nicht, dass die Eisenbahnarbeiter bei ihren sporadischen Arbeitsniederlegungen neben gerechteren Löhnen immer wieder auch die Bereitstellung adäquater Wohnplätze und sanitärer Anlagen forderten. 1905 musste der Notstand im Rosental ausgerufen werden, da es infolge der katastrophalen hygienischen Verhältnisse zum Ausbruch einer Typhusepidemie gekommen war.

Obwohl viele Gewerbetreibende von den Arbeitern profitierten, stand die einheimische Bevölkerung dem bunten Völkergemisch mit Skepsis, bisweilen mit offener Ablehnung, gegenüber. Mancher beargwöhnte das proletarische Treiben auf den Eisenbahnbaustellen als Nährboden für liederlichen Lebenswandel, Kriminalität und sozialrevolutionäres Gedankengut. So wusste die örtliche Pfarrchronik von Verrohung und Sittenverfall, von Alkoholexzessen und Raufhändeln zu berichten. In der Gemeindechronik von Feistritz im Rosental/Bistrica v Rožu werden die anwesenden Bahnarbeiter gar als »Ausbund der Menschheit« bezeichnet. Der »Volkswille« hielt dem entgegen: »Wie übel all die Arbeiter dran waren, die da als Pioniere auszogen, um das wilde Gebirgsthal für ihre Nachfolger gastlicher zu machen, wird nur der begreifen, der die Abgeschiedenheit der zurückgebliebenen Gegend kennt. Ohne rechtes Quartier, bei schlechter und eintöniger Kost, die trotzdem theuer genug kommt, ohne Heim und ohne Ordnung mussten sie den Herbst und Winter zwischen den Bergen in einem verzweifelten Einerlei verbringen. Es war aber auch ein Arbeitermaterial aus aller Herren Länder beisammen: Deutsche, Tschechen, Polen, Slovenen, Magyaren, Croaten, Rumänen und Italiener, wie sie nur die Schmutzerei, billige Löhne zu zahlen, zusammenziehen kann. Es dauerte nicht lange und sie waren verschrien als gewaltthätig und roh, so dass man ihnen am besten aus dem Weg gehe. Das mag auf einzelne zutreffen, auf die Gesamtheit aber passt das Urtheil ganz und gar nicht und speciell den Professionisten fügt es großes Unrecht zu.« Aber selbst die Arbeiterpresse war nicht frei von Vorurteilen. Im selben Artikel attackierte sie ein zugezogenes polnisch-jüdisches Fuhrwerkunternehmen, das angeblich den heimischen Landwirten die Möglichkeit auf einen lukrativen Zusatzverdienst erschwerte, mit antisemitischen Untertönen. Dabei hatte Monate zuvor der Transportunternehmer und damalige Bürgermeister von Rosegg die Bauern um einen Teil ihres Fuhrwerklohnes geprellt.



Im Gratschenitzengraben/Gračenica

Die Tunnelarbeiten gestalteten sich angesichts der geologischen Bedingungen äußerst schwierig, wodurch die veranschlagte Bausumme um ein Beträchtliches überschritten wurde. Enorme Gebirgsdrucke, Wassereinbrüche und austretende Grubengase stellten eine ständige Gefahr für die Stollenarbeiter dar. Am 21. November 1904 ereignete sich bei Tunnelkilometer 2940 eine heftige Gasexplosion, bei der 15 Menschen ums Leben kamen. Insgesamt fanden beim Tunnelvortrieb 44 Arbeiter den Tod, da aufgrund des hohen Arbeitstempos die Sicherheitsvorkehrungen außer Acht gelassen wurden. Hunderte Arbeiter verletzten sich schwer, viele von ihnen erhielten für die erlittenen Verstümmelungen keinerlei Entschädigung.

Zwei bis fünf Meter betrug die durchschnittliche Tagesleistung beim Stollenvortrieb, die je nach geologischer Beschaffenheit in Handbohrung, elektrischer oder Druckluftbohrung vorgenommen wurde. Während einer achtstündigen Arbeitsschicht be- und entluden die Arbeiter zwischen 250 und 300 Materialwägen. Das Ausbruchmaterial wurde zunächst im Tunnelinneren in kleine, flache Körbe geschaufelt, die von Hand zu Hand der »Schutterer« gingen um schließlich in die bereitstehenden Transportwägen entleert zu werden. Gewaltige Ge-

birgspressungen verformten die Holz- oder Eiseneinbauten, sodass die Materialwägen die verengten Stollen oft nicht passieren konnten oder gar stecken blieben.

In beinahe ketzerischem Ton interpretierte das katholische »Kärntner Tagblatt« die auftretenden Naturgewalten als mächtige Demonstration aufgeschreckter Berggeister. Letztendlich habe aber der Mensch dem Zorn der Dämonen getrotzt und unter großen Verlusten den Sieg über sie errungen, hieß es anlässlich der Fertigstellung des Karawankentunnels.

Für alle Nicht-Christen – Orthodoxe, Moslems und Juden – unter den verstorbenen Tunnelarbeitern wurde nahe dem Nordportal ein Waldfriedhof angelegt. Zwischen 40 und 80 Arbeiter wurden hier bestattet. Heute sind die Gräber überwuchert, den einzigen Hinweis auf die Grabstätten liefert die versteckt gelegene Ruine der Friedhofskapelle.

1906 waren die Arbeiten abgeschlossen und am 30. September verließ ein prominent besetzter Festzug den feierlich dekorierten Villacher Staatsbahnhof, um die Karawankenbahn zu eröffnen. Die Jungfernfahrt führte die Festgäste über Finkenstein/Bekštanj, Faak und Ledentzen zur Bahnstation Rosenbach, wo sich die Klagenfurter- mit der Villacherlinie der neuen Alpenbahn vereinte. Bevor der Bischof die geschmückte Lokomotive weihte und der Karawankenbahn seinen Segen erteilte, huldigten die Honoratioren der Baukunst österreichischer Ingenieure. Landeshauptmann Graf Zeno Goess würdigte in seiner Ansprache die direkte Verbindung Kärntens mit dem »See-Imperium Triest«, von der er sich einen allgemeinen Aufschwung der heimischen Wirtschaft erhoffte.

War von den Festrednern das Völkerverbindende hervorgehoben worden, intensivierten die Deutschkärntner ihre Agitation gegen die slowenischsprachige Bevölkerung. Sie ließen keinen Zweifel aufkommen, welchen Interessen die neue Nord-Süd-Verbindung dienen sollte. Die »Freien Stimmen« erklärten die Eisenbahnlinie zum willkommenen Instrument »deutschvölkischer Erneuerung«, zum Zeugnis eines »Schutz- und Trutzbündnisses«, an das sich »alles was deutsch ist, von der Drau bis zur Adria, anklammern wird«. Als »aufdringliche Demonstration slowenisch-klerikaler Volksaufwiegler« wertete das Blatt die »Zivio«-Rufe der Schuljugend bei den Eröffnungsfeierlichkeiten. Ebenso mokierte es sich über die entlang der Bahnlinie versammelten Menschenmassen, die nebst slowenischsprachigen Hochrufen auch noch »krainische Fahnen« schwangen. Dabei negierten die Deutschnationalen die Tatsache, dass die Bahnstationen Finkenstein/Bekštanj,

Faak/Bače, Ledenitzen/Ledince und Rosenbach/Področca um die Jahrhundertwende zu ausschließlich slowenischsprachigen Gemeinden gehörten. Darüber hinaus wandten sich die deutschvölkischen Demagogen mit aller Vehemenz gegen zweisprachige Stationsaufschriften entlang der Karawankenbahn. Im Herbst 1909 starteten die »Freien Stimmen« eine Kampagne gegen jene Slowenenvertreter, die aus Protest gegen die fortschreitende Germanisierung ihre Fahrkarten auf den Klagenfurter Bahnhöfen in slowenischer Sprache verlangten.

Ein anderes Mal warnten die Deutschnationalen vor einer »Verslawung der Staatsbahnen« und einer damit einhergehenden Slowenisierung Kärntens. Die Empörung deutschnationaler Kreise riefen diesmal die Aufschriften des internationalen Schnellzuges von Berlin nach Triest hervor, worauf die Stadt Klagenfurt mit ihrem slowenischen Namen »Celovec« angeführt war. Ein weiteres Indiz für die fortschreitende Slawisierung schien mit der Ausgabe zweisprachiger Fahrkarten für die Strecke Triest–Klagenfurt erbracht. Der Kärntner Landtag sowie der Reichstag sahen sich mit dringlichen Eingaben zu diesem Thema konfrontiert. Bei den hitzig geführten Debatten wurden die Vertreter der slowenischsprachigen Bevölkerung von den deutschnational gesinnten Abgeordneten als »Krawallmacher«, »Hetzslowenen« und »Störenfriede des Landesfriedens« titulierte, die dem Fremdenverkehr Schaden zufügen würden. Die Berliner Gäste hätten ein Recht auf deutschsprachige Aufschriften, da sie sonst im Sprachenwirrwarr die Orientierung verlieren würden.

Das abgeschiedene und seit 1906 an der Schnittstelle zweier internationaler Schienenwege gelegene Rosenbach rüstete sich ebenfalls für den Ansturm deutschsprachiger Alpintouristen. Wollte man den Prophezeiungen heimischer Tourismusexperten Glauben schenken, so war Rosenbach gerade dabei, sich zu einem »Dorado für Sommerfrischler und Bergtouristen« zu entfalten, von wo aus der erholungssuchende Urlaubsgast »reizende Waldspaziergänge, Talbummeleien« sowie ausgiebige Gebirgswanderungen unternehmen konnte. Zur Hauptattraktion entwickelten sich die bizarren Felsformationen der so genannten »Rosenbacher Schweiz«. Heute lässt sich das Gebiet des längst vergessenen, westlich der Bahntrasse gelegenen Ausflugszieles mit seinen befestigten Klettersteigen, den Aussichtsbänken und der kleinen Jausenstation nur mehr errahnen. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges rollten anstatt der Urlaubsreisezüge Soldatentransporte den Kriegsfrenten entgegen. Die militärische Niederlage besiegelte das Ende der Habsburgermonarchie; Rosenbach war nunmehr Grenzstation der neu entstandenen Republik Österreich, deren Grenzen anfangs noch nicht

eindeutig festgelegt waren. Truppen des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) hielten Teile des südlichen Kärntens besetzt. Bereits im November 1918 waren über 400 SHS-Soldaten durch den Karawankentunnel ins Rosental vorgedrungen. Bald darauf kam es zu Gefechten zwischen österreichischen Freiwilligenverbänden und SHS-Militäreinheiten, die als »Kärntner Abwehrkampf« in die Regionalgeschichte eingingen. Der strategisch bedeutende Karawankentunnel war ebenfalls Schauplatz heftiger Grenzscharmützel. Am 1. Mai 1919 hatten österreichische Einheiten den Eingang des Tunnels für einige Stunden in ihre Gewalt gebracht. Um die jugoslawischen Soldaten an einer Rückeroberung des wichtigen Kampfabchnittes zu hindern versuchten die Österreicher, das Tunnelportal mit 80 Kilogramm Sprengstoff zum Einsturz zu bringen. Doch das Portal blieb beinahe unversehrt. Erst beim vierten Versuch gelang es den heimischen Wehrverbänden, den Tunnel bei Rosenbach endgültig zurückzuerobern. Der Kärntner Heimatdichter Josef Friedrich Perkonig kommentierte das Geschehen folgendermaßen: »Endlich einmal zugestopft das elendige Loch, das fortwährend Unfrieden und Gefahr speit; abgebunden die Ader, deren Pulsschlag von Krain her fortwährend in Bewegung gehalten wird.«

100 Jahre nach seiner feierlichen Einweihung dämmert der Bahnhof Rosenbach einsam vor sich hin. Der Schienenersatzverkehr löst nach und nach die regionalen Zugverbindungen ab, und die internationalen Züge scheinen nur noch aus alter Gewohnheit zu halten. Telefonische Anfragen verhallen ungehört, Fahrkarten verkauft nur noch der Automat. Die Holzschuppen entlang der Gleise stehen leer. Zwar ist die erhoffte große Zukunft Rosenbachs nie Gegenwart geworden, dennoch gab es bis vor wenigen Jahren eine dörfliche Infrastruktur. Die Fleischerei musste als erste schließen, dann folgten der Konsum, die Zweigstelle der Sparkasse und zuletzt das Postamt. Wer heute über kein Auto verfügt, sitzt im Graben fest oder muss sich von einem Taxiunternehmen nach St. Jakob, der nächsten größeren Ortschaft, chauffieren lassen, um dort seine Alltagsgeschäfte zu erledigen. Noch nie, so scheint es, lag Rosenbach tiefer im Schatten und war weiter entfernt von Aufschwung und Betriebsamkeit als dieser Tage.

Werner Koroschitz



III Über der Stadt

RUNDWANDERUNG BEI JESENICE ODER STRECKENWANDERUNG
VON ROSENBACH/PODROŽCA NACH JESENICE

VORSCHAU: Wer Jesenice, Industriegebiet und Verkehrsknoten, für eine hässliche Stadt hält und vom derangierten Ortsbild auf die Umgebung schließt, wird bei dieser Wanderung eines Besseren belehrt. Denn vom Zentrum ist es nur ein Katzensprung zu einer Reihe unerwartet schöner Plätze. Der Ausflug verbindet den Jelenkamen, den Hausberg der Stadt, von dem sich ein prächtiger Blick auf den Savestausee von Moste bietet, mit Javorniški Rovt, einem Naherholungsgebiet mitten im Grünen, und der Planina pod Golico, die für ihre Narzissenpracht im Frühjahr berühmt ist. Als noch idyllischer erweist sich die sanft gewellte Landschaft bei Plavški Rovt, die noch ganz den Bergbauern gehört. Auch im letzten Abschnitt, den man im Tal zurücklegt, stößt man auf manches Kleinod: auf einen »Wildbach« bei Plavž, die üppigen Hausgärten an den Hängen über der Stadt und die alten Häuser von Murova, dem ursprünglich dörflichen Kern Jesenices.

Die Alternativroute führt von Rosenbach über die Rožca nach Jesenice, wobei man die Karawanken und damit die Staatsgrenze in einem großen Satz überspringt.

ANMERKUNGEN: Mittelschwere Wanderung. Länge: 16 km. Alternative: 20 km. Gehzeit: 6 Stunden. Alternative: 7 Stunden. Anstiege: ca. 750 m. Karte: Izletniška karta Gorenjska, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije. Einkehr: Javorniški Rovt. Besonderer Hinweis: Die Alternativroute ist nur passionierten Weitwanderern zu empfehlen. Die Mühen des langen und ziemlich eintönigen Aufstiegs stehen in keinem Verhältnis zum landschaftlichen Ertrag. Lohnend ist allerdings der Ausblick vom Rosenbachsattel zum Triglav sowie der wunderbare Weg zwischen Planina pod Golico und Plavški Rovt.

WEGBESCHREIBUNG: Man verlässt den **Bahnhof Jesenice**, quert die Hauptstraße und geht auf dieser nach rechts. Nach 200 m eine Ampel, man geht links und folgt einer Straße, vier hohe Wohnblocks passierend, bis zu einem **Schwimmbad**. Hier wendet man sich scharf nach links in ein steil ansteigendes Sträßchen (Wegweiser »Pristava«). Bei der darauffolgenden Rechtskurve geht man geradeaus in einen Weg, der erneut zur Straße führt, diese quert und steil ansteigt (Markierung). Bei einem Querweg geht man rechts (Wegweiser »Jelenkamen«). Angenehmer Anstieg im Wald bis zu einem kleinen Sattel. Man geht geradeaus und folgt der stellenweise undeut-



Blick von Hrušica auf Jesenice

lichen Markierung weiter bergauf. Gelegentliche Blicke auf das Stahlwerk im Tal und den Stausee bei Moste. Nach dem steilen und stellenweise seilgesicherten Schlusssanstieg hat man den **Jelenkamen** (1096 m) erreicht (1:30 Std.).

Weiter auf markiertem **Kammweg** bis zu einer Gabelung; man geht rechts (Wegweiser »Pristava«). Nach 10 Min. wieder eine Gabelung, man geht rechts und steigt zu einem breiten Querweg ab, auf diesem nach links bis zu einer Kreuzung bei den ersten Häusern von **Javorniški Rovt**. Man geht geradeaus und gelangt bald zu einer Gabelung; man geht rechts bergab (Wegweiser »Pristava«). In einer Rechtskurve der Straße folgt man dem markierten Weg nach links in den Wald und erreicht kurz darauf den **Dom Pristava** (2:00 Std.). Einkehr.

Man kehrt zur Asphaltstraße zurück und wendet sich auf dieser nach rechts (Wegweiser »Črni vrh«). Man folgt dem Sträßchen bergauf bis zu dessen Ende; weiter bergauf auf markiertem Weg. Gut 15 minütiger steiler Anstieg im Wald, dann fast eben bis zu einer kleinen Alm. Schöner Hangweg. Man erreicht einen Fahrweg. Weiter bergab bis zu einem **Sessellift**, wo man, den breiten Weg verlassend, dem Wegweiser »Smučarski dom« folgt. Man passiert einen kleinen Bauernhof und gelangt neuerlich zum Fahrweg. Auf diesem, mehrere Wochenendhäuser passierend, stets bergab bis zu einer Kreuzung im »Zentrum« von **Planina pod Golico**. Geradeaus bis zur Kirche **Sv. Križ** (3:30 Std.).

Vorbei am **Friedhof**; das Sträßchen gabelt sich, man geht links bergab bis zu einem Bildstock, an diesem links vorbei. Der Asphalt endet, geradeaus weiter auf breitem Weg oberhalb eines Baches. Man gelangt zu einer Brücke, auf dieser nach rechts über den Bach. Der geschotterte Fahrweg gabelt sich sofort, man hält sich links und ignoriert die darauffolgende Abzweigung nach rechts. Bald durchschreitet man das Gehöft vulgo **Tršan**. Der Weg gabelt sich, man geht links. Schöner Weg über Wiesen und durch ein Wäldchen bis **Plavški Rovt** (4:45).

Bei einer Querstraße im Ort rechts bergauf (Wegweiser »Rožca«). Nach 50 m, beim Haus Nr. 6, biegt man nach links in einen Schotterweg, der sich gleich darauf gabelt, man hält sich links. Schöner, jedoch nicht markierter Weg. Nach etwa 10 Min., kurz nachdem man einen wellblechgedeckten Heuschober oberhalb einer Weide passiert hat, biegt man scharf nach links in einen steil abfallenden Weg. Stets bergab bis zu den ersten Häusern von **Hrušica** (5:15).

Geradeaus weiter auf einem asphaltierten Sträßchen, das kurz darauf ein Bächlein quert. 20 m danach wendet man sich nach links über einen Steg und betritt einen Wiesenpfad. Man folgt dem Weg in den Wald bis zu einer Hochspannungsleitung, wo er sich gabelt. Man geht rechts bergab bis zu einem asphaltierten Quersträßchen, auf diesem nach links, weiter bergab. In einer Rechtskurve vor dem Haus Zgornji Plavž Nr. 6 wendet man sich nach links (in den unteren der beiden Fahrwege) und steigt zum **Jesenica-Bach** ab. [Variante: Man geht rechts, gelangt zur Hauptstraße und kehrt mit dem städtischen Bus zum Bahnhof zurück.] Man quert den Bach auf den dafür vorgesehenen Trittsteinen, geht auf einem Pfad nach rechts, um nach wenigen Schritten bei einem Wohnblock über Betonstufen anzusteigen. Weiter in östlicher Richtung, stets am oberen Rand des Siedlungsgebietes, teilweise auf Asphalt, teilweise auf Wald-, Wiesen- und Treppenwegen. Nach gut 15 Min. gelangt man zur **Pfarrkirche** und steigt nach rechts zur *cesta Maršala Tita* ab. Auf dieser nach links bis zur Hauptstraße; man geht wieder links und erreicht den **Bahnhof Jesenice** (6:00 Std.).

Variante Rosenbach–Jesenice: Man geht vom Bahnhof Rosenbach bergab bis zum Gasthof Matschnig, wendet sich auf der Querstraße nach rechts und nimmt die darauffolgende Abzweigung nach rechts. 20 Min. auf asphaltiertem Sträßchen taleinwärts bis zu einem Kleinkraftwerk. Hier biegt man nach links in eine Forststraße (Wegmarkierung 603A). Eintöniger Aufstieg im Graben bis zur unbewirtschafteten **Bärenhütte** (1:30 Std.). Kurz danach eine Gabelung, man geht rechts, weiter der Markierung folgend. Der Weg quert unterhalb eines Wasserfalls den Rosenbach; 50 m danach verlässt man den Forstweg, indem man sich nach links in einen jäh ansteigenden Pfad wendet (Rosenkogelsteig Nr. 678). Steiler Anstieg im Wald. Nach 15 Min. stößt man wieder auf die Forststraße, auf dieser nach links weiter berg-

auf. In der darauf folgenden Kehre verlässt man erneut die Straße. Man folgt der Markierung bis zu einer Gabelung und geht hier links. Steiler Anstieg bis zur ebenfalls unbewirtschafteten **Rosenkogelhütte** (2:30 Std.). Blicke ins Rosental. Weiter bergauf über steile Wiesen auf markiertem Steig bis zum Rosenbachsattel (3:00 Std.). Prachtige Aussicht.

Man wendet sich nach links in einen nahezu eben verlaufenden Pfad (Markierung und Wegweiser »Golico« am Waldesrand). Nach etwa 150 m eine Gabelung, man wendet sich scharf nach rechts (Wegweiser »Planina pod Golico«). Abstieg über steile Wiesen bis zu einer Almwirtschaft. Von hier folgt man der (stellenweise etwas undeutlichen) Markierung über Forst- und Waldwege bis zur Kirche **Sv. Križ** von **Planina pod Golico** (4:30 Std.). Fortsetzung siehe oben.

Bei Plavški Rovt



Jesenice: Herbe Schönheit

Die meisten Slowenienreisenden kennen Jesenice nur aus dem Augenwinkel, als hässlichen Grenzort, den man so schnell wie möglich hinter sich lassen möchte. Bis vor wenigen Jahren wurde er von den Ruinen eines riesigen Stahlwerkes beherrscht, dessen geborstene Fensterfronten aussahen, als hätten sie einen Fliegerangriff hinter sich. Erst 2003 wurden die meisten dieser rostbraunen Betonkolosse geschleift. Die spektakulären Sprengungen sind auf einem Videoclip festgehalten, der von der Webseite der Stadtgemeinde heruntergeladen werden kann und von einer merkwürdigen Lust an der Destruktion getragen ist. Nur der alles überragende Schlot des Hochofens blieb unversehrt und ragt nun als Werbeträger eines Einkaufszentrums in den Himmel.

Ob das Ortsbild mit dem Abriss der Fabrik viel gewonnen hat, darf bezweifelt werden. Die Ruinen waren das Markenzeichen der Stadt – gewissermaßen das »Alleinstellungsmerkmal« –, und sie hatten das Zeug zum Industriedenkmal. Immerhin handelte es sich um eine der wichtigsten Produktionsstätten Sloweniens und einen der größten Arbeitgeber im sozialistischen Jugoslawien. Auch traten bei näherer Betrachtung architektonische Qualitäten zu Tage, die es verdient hätten, der Nachwelt erhalten und besser zur Geltung gebracht zu werden. (Ob für entsprechende Maßnahmen die Mittel vorhanden gewesen wären, steht auf einem anderen Blatt.) Die jüngsten Gebäudeteile stammten aus den 1970er Jahren und repräsentierten mit großzügigen Glasfronten und unkonventioneller Formgebung den Geist des Fortschritts dieser Zeit. Einige dieser Merkmale lassen sich bei den wenigen noch erhaltenen, leer stehenden Werkshallen nachvollziehen.

Die Sprengung des Stahlwerkes ist das vorletzte Kapitel einer langen Geschichte der Eisenproduktion in und um Jesenice. Ihren Anfang nahm sie im frühen Mittelalter, als an den Flanken der Karawanken kleine Schmelzöfen und Schmieden entstanden. Verarbeitet wurde das in der Umgebung geschürfte Erz. Diese primitiven Anlagen befanden sich im gemeinschaftlichen Besitz der (damals noch freien) Bauern und dienten der Herstellung von Werkzeug und Hausrat. Der Adel, erst repräsentiert durch das Kärntner Geschlecht der Ortenburger, dann durch die Grafen von Celje, machte dem »genossenschaftlichen« Treiben aber ein Ende. 1381 wurde die erste Eisenhütte in Sava, dem ältesten Viertel von Jesenice, erwähnt, das damit zum zentralen Industriestandort werden sollte. Im 15. Jahrhundert brachten die Habsburger den Schmelzofen in ihren Besitz, womit Aßling, wie Jesenice damals hieß, eine immer wichtigere Rolle als Waffenschmiede zukam.

Die frühkapitalistische Epoche stand im Zeichen der Gewerkenfamilien Bucellini, Ruard und Zois, die durch ständige Neuerungen und Erweiterungen eine Vervielfachung der Eisenproduktion erreichten. Schwachpunkt des Standortes war die ungenügende Versorgung mit Holzkohle. Immer wieder kam es zu illegalen Rodungen, in deren Folge ganze Berghänge erodierten.

Mit der Übernahme der Hütten durch die Krainische Industriegesellschaft (K. I. G.) im 19. Jahrhundert hielten moderne Produktionsmethoden Einzug; als Exportschlager erwies sich das in Jesenice entwickelte Ferromangan, eine hochwertige Legierung aus Eisen, Mangan und Kohlenstoff. Der rapid gestiegene Bedarf an Eisenerz musste durch zusätzliche Lieferungen aus der Umgebung von Triest gedeckt werden. Später wurde der Rohstoff aus allen Teilen Jugoslawiens und sogar aus Übersee herbeigeschafft.

Der wirtschaftliche Erfolg der K. I. G. und ihr Aufstieg zum Industriekomplex mit mehreren Hochöfen und einer Reihe von Verarbeitungsbetrieben ging mit der schamlosen Ausbeutung der Arbeiterschaft einher. Zwölfstundentage, mörderische Arbeitsbedingungen und unwürdige Quartiere prägten ihren Alltag. Zeitweise beschränkte sich die Entlohnung der Arbeiter auf ein so genanntes Getreidegeld und Gutscheine für Lebensmittel bzw. tägliche Gebrauchsgüter. Diese Kupons konnten nur in den betriebseigenen Läden zu völlig überhöhten Preisen eingelöst werden. Dass dies von den Arbeitern lange widerstandslos hingenommen wurde, lag einerseits an der sprichwörtlich »christlichen« Untertanenmentalität der Talbewohner, andererseits am geografisch bedingten Mangel an Informationen über die erstarkende Arbeiterbewegung in den Städten. »Den rebellischen Geist brachten erst die zugesiedelten Kärntner«, heißt es in der Ortschronik, nämlich in der Gestalt von Drahtziehern aus Feistritz im Rosental, die 1891 den ersten Lohnstreik anzettelten. 1904 erlebte die K. I. G., die mittlerweile auch Werke in Ravne, Feistritz und in der Nähe von Triest besaß, ihren ersten betriebsübergreifenden Streik. Er endete mit der Zurücknahme von geplanten Lohnkürzungen, ein Erfolg, an dem die Arbeiterinnen von Jesenice wesentlichen Anteil hatten.

Mit dem Zerfall der Monarchie zerbrach auch die K. I. G., wobei die größten Betriebe dem SHS-Staat (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen) zufielen und nur ein kleiner Rest Italien bzw. Österreich zugesprochen wurde. Jesenice stand nun ganz im Zeichen des Klassenkampfes. Sozialisten und Kommunisten erhielten immer größeren Zulauf; politische Demonstrationen und Streiks standen an der Tagesordnung. In den Betrieben bildeten sich revolutionäre Zellen, die die

Arbeiter mobilisierten und politische Schulungen organisierten. Ihr populärster Führer war der kommunistische Arbeiterdichter Tone Čufar, nach dem noch heute eine Volksschule in Jesenice benannt ist.

Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht 1941 und dem »Anschluss« von Gorenjsko (Oberkrain) an den Reichsgau Kärnten wurde das Stahlwerk zum Rüstungsbetrieb erklärt. »Die Firma«, hieß es in einem Wehrmachtsbericht, »bietet mit einer Belegung von 4.500 Mann große Aussichten. Sie wird der Luftwaffe zugewiesen.« So kam das Werk unter kommissarische Verwaltung und wurde auf die Produktion von Geschößknüppeln und Panzerplatten für Flugzeuge umgestellt. Letztere wurden nach Klagenfurt gebracht und von dort nach Minsk geflogen, wo die berühmten Junkers- und Messerschmitt-Flieger für den Angriffskrieg auf die Sowjetunion zusammengebaut wurden.

Der Widerstand der Arbeiterschaft ließ nicht lange auf sich warten. Bald tauchten Flugblätter und Parolen auf, in denen zur Solidarität mit

Jesenice, Stadtteil Murova



der Sowjetunion und zum bewaffneten Kampf gegen die deutschen Okkupanten aufgerufen wurde. Unterstützt wurden die Aktionen u. a. mit einer »Partisanenanleihe« von illegalen kommunistischen Arbeitern in der Steiermark. Sabotageakte in den Fabriken sowie Anschläge auf Leitungen oder Transporte behinderten die Produktion. 1944 gelang die Sprengung einer Druckrohrleitung, die eine mehrtägige Stilllegung des Werkes zur Folge hatte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits ein Viertel der Belegschaft den Partisanen angeschlossen. Allein der daraus resultierende Arbeitskräftemangel verursachte Produktionsausfälle von bis zu 50 Prozent. Jesenice war zum Zentrum des antifaschistischen Kampfes in Gorenjsko, Oberkrain, geworden. 443 Freiheitskämpfer aus der Stadt sollten dabei ihr Leben lassen.

Die Nazis reagierten auf den wachsenden Widerstand mit äußerster Brutalität. Politisch Verdächtige und deren Angehörige wurden verhaftet und nach Begunje, gut 10 km südöstlich von Jesenice, verschleppt. Hier hatte die Gestapo ihr Hauptquartier und befanden sich ein Gefängnis für politische Häftlinge sowie ein Sammellager für Slowenen, die zur Deportation ins südliche Jugoslawien bestimmt waren. (Nach dem ursprünglichen Plan der Besatzer sollte fast die Hälfte der Bewohner von Gorenjsko ausgesiedelt und durch deutsche Zuwanderer ersetzt werden.) Über 12.000 Personen wurden hier festgehalten, darunter auch Kinder und alte Menschen, deren einziges Vergehen es war, mit »Verrätern« und »Volksschädlingen« verwandt zu sein.

849 Häftlinge fielen Geiselschießungen zum Opfer, mit denen sich die Nazis für die Anschläge und Überfälle der Partisanen revanchierten. Für jeden Deutschen, der dabei umgekommen war, mussten zehn Geiseln ihr Leben lassen; der Tod einheimischer Kollaborateure wurde mit je fünf Hinrichtungen bestraft. Diese so genannten Sühnemaßnahmen fanden entweder in Begunje statt oder vor Ort, also jeweils dort, wo die Partisanenangriffe stattgefunden hatten. In Hrušica, über dem Eingang des Karawankentunnels, erinnert ein großes Denkmal an die Erschießung von 45 Geiseln; die meisten hatten im Stahlwerk von Jesenice gearbeitet. Das Monument umfasst drei Skulpturengruppen, von denen eine die gefesselten Geiseln, die zweite deren verzweifelte Angehörige und die dritte die bewaffneten Kämpfer der Befreiungsfront darstellt. Letztere werden von einer entblößten Revolutionärin á la »La Liberté guidant le peuple« von Eugène Delacroix angeführt. Die Inschrift, frei übersetzt: »Wir haben gelitten, sind gefoltert und ermordet worden. Wir haben uns geopfert, für Euch und Eure Kinder.«

Wortreich und blumig beschreibt ein bis vor kurzem gebräuchlicher Führer des *Gorenjski Muzej* in Jesenice die Zeit nach der Befreiung: »Nach der erkämpften Revolution vertauschten unsere Arbeiter die Gewehre mit Maschinen und begannen mit dem Aufbau. Die alten Besitzer und Herren der Eisenhütte wurden durch einen Delegierten der Volksobrigkeit ersetzt. (...) Der größte Tag in der Geschichte der Arbeiterschaft von Jesenice ist der 20. 8. 1950, als die Parole ›Die Fabrik den Arbeitern!‹ durchgesetzt wurde. Die Eisenhütten wurden zum kollektiven Erzeuger. (...) Heute hat die Eisenhütte zwei Hochöfen, sieben SM-Öfen und zwei Elektroöfen, Walzwerke für schwere und leichte Profile, für Fein- und Grobblech. Dabei aber noch Verarbeitungsbetriebe zum Kaltwalzen von Bandstahl, für Draht, Rohre, Nägel, Stifte, Elektroden und geschliffenen und gezogenen Stahl. Es sind an die 7.000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, die nicht nur im Fabrikationsprozeß eingeschlossen sind, sondern auch im syndikalen Kultur- und Sportleben. (...) Jedes Mitglied der Gemeinschaft hat seine Arbeit und seine Aufgaben und bildet ein beachtliches Glied in der Erzeugung, die in der vorbestimmten Ordnung und nach Plan verläuft.«

Gar nicht nach Plan verlief die Entwicklung in den 1990ern, nachdem sich Slowenien aus dem jugoslawischen Staatsverband gelöst hatte und die volkseigenen Stahlwerke von Jesenice nach den Bedürfnissen der freien Marktwirtschaft umstrukturiert wurden. Ein Teil der Anlagen wurde privatisiert bzw. ausländischen Investoren angeboten, die anderen nach und nach still gelegt. Innerhalb weniger Jahre sank der Beschäftigungsstand auf weniger als die Hälfte, was nicht zuletzt die Jugendarbeitslosigkeit enorm ansteigen ließ. Übrig geblieben ist im Wesentlichen das Stahl- und Walzwerk in Javornik, das immer noch rund 1300 Arbeiter beschäftigt. Große Einbrüche gab es auch bei der Eisenbahn, die für das Selbstverständnis der Stadt stets eine große Rolle gespielt hatte.

Mit dem wirtschaftlichen und politischen Umbruch änderte sich auch die ethnische Struktur grundlegend. Bis 1991 war Jesenice eine echte »Vielvölkerstadt« und damit ein ausgesprochen »jugoslawischer« Ort. Unter den Eisenbahnern bildeten die Slowenen gar eine Minderheit; fast 80 Prozent der Belegschaft stammte aus anderen jugoslawischen Republiken, vorwiegend aus Serbien, aber auch aus Kroatien und Bosnien-Herzegovina. Auch unter den Stahlarbeitern fand sich ein hoher Anteil nicht-slowenischer Arbeiter, waren doch in den Jahren der Expansion Arbeitskräfte aus allen Teilen Jugoslawiens angeworben worden. Die fanden sich nun, nach der Unabhängigkeitserklärung



Jesenice, Stadtteil Stara Sava

Sloweniens, im »feindlichen Ausland« wieder. Viele kehrten in ihre Heimat zurück; wer blieb, musste sich einbürgern lassen, um nicht sofort Wohnung und Arbeitsplatz zu verlieren. Trotz »ethnischer Flurbereinigung« ist heute noch immer ein gutes Viertel der Bewohner nicht-slowenischer Herkunft. Weil aber Serben, Kroaten und Bosnier in Slowenien (im Gegensatz zu den Ungarn oder Roma) nicht als ethnische Minderheiten anerkannt sind, wird ihre Existenz in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Nur in den Stadtrandsiedlungen klingt das Sprachengemisch immer wieder durch.

Während am Gelände des ehemaligen Stahlwerkes ein paar neue Betriebe bzw. Lagerhallen entstanden sind und so das Bild eines zaghaften wirtschaftlichen Aufschwungs vermitteln, verbreiten die tristen Wohnsilos im Westen der Stadt noch immer realsozialistisches Flair. Sie prägen die Skyline von Jesenice und erfüllen mit ihren schäbigen Fassaden alle Klischees trostloser Ostblockarchitektur. Wer sich dennoch zu einer Stadtbesichtigung entschließt, wird überrascht sein, wieviele Sehenswürdigkeiten Jesenice zu bieten hat. Es sind dies weniger die ausgewiesenen Kulturdenkmäler als die Zeugnisse der

Industriegeschichte und die Hervorbringungen der Alltagskultur. Diese zu entdecken und ihnen etwas abzugewinnen, setzt allerdings Interesse für das Unscheinbare und einen Hang zur Ästhetik des Unansehnlichen voraus.

Die interessanteste Kulturlandschaft findet man in der Umgebung des Bahnhofs, nördlich der Gleise, wo die meisten Wohnsiedlungen angelegt wurden, und südlich, wo sich die Industriezone erstreckt. Zuvor empfiehlt sich jedoch ein Rundgang in Murova, dem historischen Stadtteil von Jesenice, der sich durch eine abenteuerliche Mischung aus dörflichen Elementen (darunter ein Holzhaus aus dem Jahr 1634), »jugoslawischer« Architektur (für die das dem Verfall preisgegebene Hotel »Korotan« ein schönes Beispiel ist) und neokapitalistischen Wucherungen (wie einige Boutiquen und schummrige Bars) auszeichnet. Hier befindet sich auch die klassizistische *Kosova graščina*, das Kos-Schloss, die einst einem Eisengewerken gehörte und heute das Standesamt sowie eine Galerie beherbergt. Außerdem enthält es eine ständige Sammlung, die den Besatzungsterror der Deutschen und den Befreiungskampf dokumentiert. Bemerkenswert ist die Adresse: *cesta Maršala Tita*. Dieser und andere »kommunistische« Straßennamen verweisen auf eine ungebrochene antifaschistische Tradition in der Stadt. Am Ladentisch der zentralen Buchhandlung liegt eine neue Tito-Biografie auf, auf deren Cover der ehemalige Staatspräsident gemütlich Pfeife rauchend in einer Blumenwiese liegend abgebildet ist.

Vom Schloss sind es nur ein paar Schritte zum *spominski park*, in dessen Zentrum eine kleine Jugendstil-Kapelle steht. Sie wurde im Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs errichtet. Im hinteren Teil des Parkes erinnert eine Inschrift an »15 brave Arbeiter«, die 1904 beim Bau des Eisenbahntunnels verunglückten. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielten die Toten und Helden des Befreiungskampfes eine Gedächtnisstätte. Im Sommer dient der schattige Hain den Pensionisten als Naherholungsgebiet und spielen die Kinder zwischen den Ehrengräbern Fangen. Zum verbotenen Tun treffen sich die Halbwüchsigen am Abend.

Verlässt man den Park an seiner Südseite (indem man über die niedrige Begrenzungsmauer klettert), gelangt man zum Bahnkörper, der zu beiden Seiten von üppigen Schrebergärten gesäumt ist. Es sind kleine, teilweise sogar terrassierte Biotope, die einen bunten Kontrapunkt zu den grauen Wohnblöcken im Hintergrund setzen. Die Art und Intensität ihrer Nutzung zeugt vom hohen Stellenwert, den die Selbstversorgung hier noch hat. Sehenswert sind nicht nur die penibel

gepflegten Gemüsebeete und Blumenrabatte, sondern auch die phantasievollen, meist aus Abfallholz zusammengezimmerten Sitzgelegenheiten und Lauben. Manchen Pächtern dienen die Gärten als Freizeitrefugium. Wer am Wochenende daran entlangwandert, hat gute Chancen, auf ein Gläschen eingeladen zu werden.

Weniger lieblich, aber in ihrer strengen Monotonie bemerkenswert ist die endlosen Reihe brauner Garagentore entlang der Wohnsiedlung an der *cesta revolucije*. Sie findet in Form eines unglaublich hässlichen Parkhauses mit ausgebrochener Eternitfassade und rostiger Wendeltreppe ihren würdigen Abschluss. Hier geben sich nicht BMW und Audi ein Stelldichein, sondern sagen sich wie früher Zastava und Yugo Gute Nacht.

Keinerlei ästhetischen Gewinn lässt sich aus dem Anblick der Baracken beim Umspannwerk vis-à-vis der Gleise ziehen. Es sind die Überreste einer Arbeitersiedlung, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts planmäßig errichtet worden war und damit eine frühe Form des sozialen Wohnbaus repräsentiert. Was aber damals beachtlich großzügig und im kommunikativen Halbkreis angelegt war, ist heute so heruntergekommen, dass dafür die Bezeichnung Substandard noch beschönigend wäre. Hier wohnen die Verlierer des wirtschaftlichen Wandels und gerät jeder nähere Augenschein zum voyeuristischen Akt. Südlich der Save, entlang der Bahn und Autobahn, findet sich eine ganze Reihe ähnlich elender Behausungen.

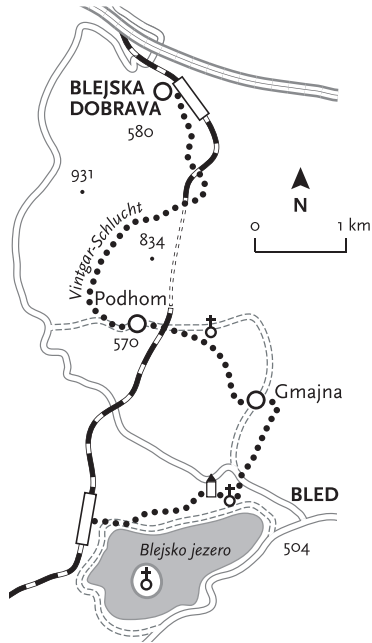
Unbeobachtet bleibt man bei der Besichtigung des östlich gelegenen Rangierbahnhofs. Herzstück ist die alte Remise samt dazugehöriger Drehscheibe. Das Halbrund des Schuppens wirkt mit seinen elf schwarzen, schön verzierten Holztoren ebenso theatralisch wie geheimnisvoll. Endzeitstimmung vermitteln die ausgemusterten Schnellzugwaggonen, deren Türen man zur Abwehr blinder Passagiere zugeschweißt hat. Also weichen die Obdachlosen auf die durchgerosteten Güterwaggonen aus, die man im Schienengewirr vergessen hat. Stumm und unterbeschäftigt setzt das Stellwerk einen vertikalen Akzent.

Mit Stara Sava betritt man den zweiten historischen Ortsteil von Jesenice (die verschiedenen Siedlungen wurden erst 1926 vereinigt und zur Stadt erhoben). Hier stehen die denkmalgeschützten Überreste der »zwey Riessen-Hammerwercke und Bley-Öfen, in welchen allerley Stahl und Eisen aus dem Erz geschmolzen und verarbeitet wird«, wie Valvasor 1689 schrieb. Konkret sind dies ein Ziegelschlot aus dieser Zeit und das Gemäuer des Puddelofens. Dazu kommen die Ruine eines Hammerwerks, die Mühle und ein ehemaliges Arbeiter-

wohnhaus, in dem sich heute die Musikschule befindet. Am schönsten ist der Blick von der schmalen Bogenbrücke über die Save, wo man die Häuser beängstigend dicht ans Ufer gebaut hat und sich die Bäume im grünen Fluss spiegeln. Romantischen Wasserspielen kann man an der alten, bemerkenswert komplexen Wehranlage beiwohnen.

Beherrscht wird das Ensemble vom kaisergelben Bucellini-Ruard-Schloss, in dem das *Gornjesavski muzej* untergebracht ist. Das Haus fungierte ursprünglich als Gewerkerwohnsitz, später – im Zustand des Verfalls – als Arbeiterunterkunft. Die etwas verstaubte Sammlung informiert über die Geschichte des Bergbaus und der Eisenverarbeitung in der Region, wobei dem Besucher viel Ausdauer abverlangt wird. Immerhin sind acht Schauräume zu bewältigten und wollen unzählige Fossilien sowie eine redundante Werkzeugsammlung betrachtet werden. Eine Attraktion, nicht zuletzt für Kinder, sind aber die kunstvollen Modellbauten und die bis ins kleinste Detail ausgeführten Reliefs, die den technologischen Fortschritt bzw. die Ortsentwicklung im Laufe der Jahrhunderte veranschaulichen. Schrott im Maßstab 1:1, darunter riesige Maschinenteile und ausgeweidete Lokomotiven, gibt es in der offenen Halle nebenan zu besichtigen.

Wer den Stadtrundgang vom Bahnhof aus unternommen hat und nach einigen Stunden ermattet dorthin zurückgekehrt ist, findet im Warteraum den idealen Ort, die gewonnenen Eindrücke nachwirken zu lassen. Es ist ein enger Schlurf voller Graffiti, an dessen Längsseiten strenge Sprossenholzbänke mit ungewöhnlich hohen Rückenlehnen stehen. Eiserne Armstützen unterteilen die Sitzflächen und verhindern, dass sich der Wartegast in Liegeposition begibt. Die Stirnseite ist mit dem Heizkörper möbliert. Linoleum löst sich vom Boden. Historische Fotografien beschwören die ruhmreiche Vergangenheit der Stahlstadt. Zwei trübe Fenster rahmen das Geschehen vor dem Haupteingang ein. Gut vorstellbar, das Peter Handke genau dieses Bild vor Augen hatte, als er 1986 in »Die Wiederholung« über Jesenice schrieb: »Eigenartig, wie das allgemeine Grau, das Grau der Häuser, der Straße, der Fahrzeuge, ganz im Gegensatz zu der Farbigkeit der Städte in Kärnten, das in dem angrenzenden Slowenien, Refrain aus dem 19. Jahrhundert, den Beinamen ›Das Schöne‹ trägt, in dem Abendlicht meinen Augen wohltat.«



IV Durch die Schlucht

WANDERUNG VON BLEJSKA DOBRAVA NACH BLED

Die kurzweilige Tour verbindet eine ganze Reihe von Naturschönheiten und Kulturdenkmälern am östlichen Rand des Triglav-Nationalparks. Zu Beginn durchquert man die spektakuläre Vintgar-Schlucht, dann wandert man auf kaum frequentierten Landstraßen und Feldwegen von Dorf zu Dorf. Malerische Bauernhäuser und Harpfen säumen den Weg. Eine Rast empfiehlt sich beim hübschen Kirchlein zur Heiligen Dreifaltigkeit in Sebenje, von wo sich ein schöner Blick auf die lebhaft gegliederte Hügellandschaft mit ihrer prächtigen Gebirgskulisse bietet. Auf Nebenwegen geht es weiter nach Bled, das sich im alten Zentrum und an der Promenade von seiner sympathischen Seite zeigt. Man besteigt die berühmte Burg, genießt die Aussicht auf den See und gelangt über schattige Uferhänge zum alten Bahnhof Bled Jezero.

ANMERKUNGEN: Leichte Wanderung. Länge: 12 km. Gehzeit: 3,5 bis 4 Stunden plus Burgbesichtigung. Anstiege: ca. 250 m. Karte: Izletniška karta Gorenjska, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije. Einkehr: Podhom, Bled. Hinweis: Am Wochenende können die Vintgar-Schlucht und die Burg Bled stark überlaufen sein. Eintrittsgebühren. Der »offizielle« Wanderweg von Podhom nach Bled verläuft größtenteils auf stark befahrenen Straßen, daher unbedingt auf die beschriebenen Schleichwege ausweichen!

WEGBESCHREIBUNG: Man geht vom **Bahnhof Vintgar** in **Blejska Dobrava** zum Feuerwehrhaus vis-à-vis und wendet sich auf der Straße nach links. Bald darauf eine Gabelung; man geht rechts (Wegweiser »Vintgar«). Man folgt dem Sträßlein bis zu seinem Ende. Abstieg auf einem Treppenweg bis zum Eingang der **Vintgar-Schlucht** (0:15 Std.).

Man durchquert die Schlucht und wandert von ihrem oberen Ausgang (1:00 Std.) auf einem Sträßchen weiter taleinwärts. Vorbei an der Gostilna Vintgar, dann über eine Brücke und zwei Kehren bergauf bis zu einer Gabelung, man

In Podhom bei Bled





geht links (Wegweiser »Bled«). Bei der darauf folgenden Gabelung geht man wieder links. Bald senkt sich das Sträßchen (eine Abzweigung nach rechts wird ignoriert), und man passiert eine Reihe älterer Bauernhäuser. Bei der darauf folgenden Gabelung (Brunnen) geht man rechts. Gleich darauf wieder eine Gabelung, man geht links und gelangt zur **Bahnhaltestelle Podhom**. Hier überquert man die Gleise und geht auf einem Fußweg bis zu einer Querstraße, auf dieser nach links. Nach etwa 250 m (Sebenje, Haus Nr. 59) biegt man nach rechts in ein Sträßchen, das kurz darauf in einen ungeteerten Fahrweg übergeht, der unter dem Kirchlein Sveta Trojica vorbeiführt. Aufstieg zur **Kirche**. Rast (1:30 Std.).

Weiter auf dem Weg unterhalb der Kirche in südöstlicher Richtung. Nach 200 m eine Gabelung; man geht rechts. Schöner Feldweg zwischen Weiden und Hecken. Blick zur Burg Bled. Man erreicht die Siedlung **Gmajna** und wandert auf einem Asphaltsträßchen bis zu einer breiteren Straße (Partizanska cesta), auf dieser nach rechts. Nach etwa 200 m (Haus Nr. 35) wendet man sich scharf nach links. Nach 200 m eine Gabelung, man geht rechts. Der Asphalt endet, weiter auf einem Schottersträßchen. Nach 50 m biegt man nach rechts in einen Feldweg. Man gelangt zu einem breiteren Querweg, auf diesem nach rechts über ein Brücklein. Beim darauf folgenden Bildstock nimmt man eine Abzweigung nach links. Man passiert den **Friedhof** und geht bei der darauf folgenden breiten Querstraße nach rechts.

Man erreicht am Ortsrand von **Bled** die Hauptstraße, quert diese und geht geradeaus (nicht in das abschüssige Sträßchen halblinks!). Bei der darauf folgenden Kreuzung (Bildstock) geht man geradeaus, und beim nächsten Quersträßchen nach rechts bis zur Pfarrkirche. Abstieg über eine Treppe zur **Seepromenade** (2:15 Std.).

Man kehrt zur **Kirche** zurück und geht von dort zur Kreuzung mit dem Bildstock. Hier wendet man sich nach links. Man passiert die Jugendherberge und biegt unmittelbar danach nach links in einen Steig (Wegweiser »Grad«). Nach 10 Min. hat man die **Burg Bled** (2:45 Std.) erreicht. Besichtigung.

Man verlässt die Burg durch das Burgtor und wendet sich nach wenigen Schritten nach links in einen markierten Weg, dem man bis zu einer Kreuzung folgt. Geradeaus eine Rastbank; man wendet sich halblinks in einen absteigenden Weg. Gleich darauf ein Querweg, man geht rechts. Eine darauf folgende Abzweigung nach rechts wird ignoriert. Man geht geradeaus, gelangt zu einer Wegkreuzung und wendet sich nach links. Abstieg bis zur **Uferstraße**; auf dieser nach rechts. Vorbei an Badeplätzen. Man passiert schließlich das Ruder-Zentrum und gelangt zu einem Kreisverkehr. Von hier folgt man einem vertikal ansteigenden Fußweg (Wegweiser »Postaja«) bis zum **Bahnhof Bled Jezero** (3:30–4:00 Std.).

In der Vintgar-Schlucht

Bled: Kulisse der Nation

Wäre es nach Ignac Novak gegangen, Blejsko jezero, der Veldeser See, würde gar nicht existieren. Dann blickte man heute von der Burg Bled nicht auf das bekannteste Postkartenmotiv Sloweniens, sondern vielleicht auf ein paar Bauernhöfe oder eine Ziegelei. Und die »von Wellen sanft« umspülte Wallfahrtskirche Unserer lieben Frau wäre vermutlich von Busparkplätzen, Pilgerherbergen und Devotionalienläden umgeben. Novak, im 18. Jahrhundert Burgverwalter zu Bled, beabsichtigte nämlich, den See trocken zu legen und auf diese Weise fruchtbares Land bzw. Lehm zu gewinnen. Weil aber die Krainer Landesversammlung die schnöden Pläne durchkreuzte, darf Bled heute für sich in Anspruch nehmen, den angeblich wärmsten Badesee der Alpen zu besitzen und damit einen touristischen Magneten ersten Ranges.

Hätte Ignac Novak sich durchgesetzt, wäre dem Ort aber auch manches erspart geblieben. Denn der Aufstieg vom beschaulichen Bauern- und Fischerdorf zum modernen Tourismuszentrum mit 180.000 Nächtigungen im Jahr ging mit beträchtlichen Nebenwirkungen einher. Am augenfälligsten ist die Verschandelung des nordöstlichen Ufers mit hässlichen Bettenburgen und einem monströsen Einkaufszentrum, weniger offensichtlich die bakterielle Wasserverschmutzung durch die Hinterlassenschaften der Badegäste. Auch der ständige Durchzugsverkehr und die Berieselung aus den Lautsprecherboxen der Hotelterrassen tragen nur mäßig zum Glanz der »Perle der Julischen Alpen« bei.

Bled, als Ortschaft, schön zu finden, gehört eine Portion Realitätsverweigerung dazu oder die Bereitschaft, ästhetischen Ärgernissen den Reiz des Skurrilen abzugewinnen. Dann wird man vielleicht sogar das spießige *Trnovski center*, das die ihm zugedachte Rolle eines modernen urbanen Zentrums nicht annähernd auszufüllen vermag, als Sehenswürdigkeit betrachten und sich daran erfreuen, dass das postmoderne Missgebilde, gerade erst erbaut, schon im Begriff ist, wieder zu verrotten. Auch die Eishalle, einer von vielen architektonischen Fehlgriffen aus Titos seligen Zeiten, bietet sich als Studienobjekt an.

Sensibleren Gemütern empfiehlt es sich, den Blick in die Gegenrichtung, vom Ufer Richtung Südwesten, zu lenken. Aus dieser Perspektive (und als landschaftliches Ensemble betrachtet) ist Bled noch immer, auch ohne selektive Wahrnehmung, ein Gedicht von France Prešeren: »Die Insel, ragend aus der Wellen Runde / Jetzt fromm geweiht als Wallfahrtsort Marien / Sieh', Riesengletscher stehen im Hintergrunde / Von schönen Feldern, die nach Vorne ziehen. / Da gibt Schloss Veldes Dir zur Linken Kunde / Rechts siehst Du Hügel hinter Hügel fliehen / Land Krain hat keinen schönern Ort zu weisen / wie hier, als Bild des Edens ihn zu preisen.«

Nicht nur viele Dichter huldigten Bled, auch unzählige bildende Künstler fanden sich ein, um die Landschaft zu porträtieren. Am Seeufer die Staffelei aufzubauen, bot sich schon deshalb an, »als sich der Maler ohne Idealisierung, Hinzuthaten und Weglassungen genau an die Einzelheiten halten kann, um einen künstlerischen Effect zu erzeugen«. Allein die Nationalgalerie in Ljubljana besitzt dutzende Gemälde mit Bled-Motiven, darunter ein großes Panorama des Biedermeiermalers Markus Pernhart, das die gesamte Region noch fast unbesiedelt zeigt. Schon ein Reiseführer aus dem Jahre 1878 weiß von »fast unzähligen Abbildungen von Veldes in allen Gattungen der Vervielfältigung«. Heute kann man an der Uferpromenade Bledaquarelle ab fünf Euro erwerben.

So wurde Bled schon früh zur nationalen Ikone, die je nach politischer Konjunktur ideologisch aufgeladen wurde. Wies ihr Prešeren noch die Rolle eines Schauplatzes slowenischer Urmythen zu, betonten die Nationalsozialisten ein Jahrhundert später ihre »tiefe Verwurzelung im Deutschtum«. Und diente sie dem sozialistischen Jugoslawien als Aushängeschild für Internationalismus und Wohlfahrt, muss sie heute als »symbolische Autorität für die slowenische Eigenstaatlichkeit«, so eine Festschrift aus dem Jahre 2004, herhalten. »Möge«, heißt es darin weiter, »Bled seinen nationalen symbolischen Glanz bewahren und es sich um einen Ehrenplatz in der vereinigten europäischen Zukunft bewerben.«

Die Anfänge des »Fremdenverkehrs« gehen in Bled, sieht man von den Völkerwanderungen ab, auf das erste Jahrtausend zurück: Otok, die heutige Kircheninsel, diente wahrscheinlich schon vorchristlichen Pilgern als Kultstätte, wovon altslawische Gräber aus dem 8. und 9. Jahrhundert zeugen. Dies löste im 19. Jahrhundert, in der »Zeit des nationalen Erwachens«, eine fieberhafte, allerdings leider erfolglose Suche nach dem Tempel der slawischen Göttin Živa und ihrer schönen Priesterin Bogomila aus. Als christlicher Wallfahrtsort ist Bled seit dem frühen Mittelalter bekannt. Aus dieser Zeit stammt auch die Legende, wonach der See vom lieben Gott geschaffen worden sei, um das Weidevieh am Betreten der Kirche zu hindern. Der barocke Bau steht auf den Fundamenten einer dreischiffigen romanischen bzw. gotischen Basilika, von der noch ein paar Freskenreste und eine als »Liebe Frau auf dem See« verehrte Holzplastik übrig geblieben sind. Aus dem 16. Jahrhundert stammt die Wunschglocke, deretwegen man – bei entsprechendem Bedarf – den Besuch der Insel nicht versäumen sollte. Die Anreise erfolgt per Ruderboot, ein Umstand, der im Laufe der Jahrhunderte etlichen übermütigen

Pilgern den Ertrinkungstod bescherte. Wegen der häufigen Unfälle war von Balthazar Hacquet 1784 der Abriss der Kirche gefordert worden. Laut Gemeindechronik forderte der See in den letzten 300 Jahren 170 Opfer.

Seine Bekanntheit als Badeort erlangte Bled aber gar nicht wegen seines Sees. Schon 1689 berichtete Johann Weichard von Valvasor von einem »Warmbad bey Felden-See«, das »durch den Verwalter Felde ruinirt und vertilgt« worden war. Die Thermalquellen, ursprünglich sieben an der Zahl, befanden sich an der Ostseite des Sees und waren dem Besitzer wegen des zunehmenden Besucherandrangs ein Dorn im Auge gewesen. Nach Jahren der Stagnation als »Bettlerbad« gerieten die Quellen Anfang des 19. Jahrhunderts ins Visier der Wissenschaft. Sie erkannte die heilkräftige Wirkung des Wassers, und als ein gewisser Professor Richter die »Gesundung eines gelähmten Knaben« nach dem Bade sowie die »Heilung einer veralteten Fußwunde« vermeldete, stand »Bad Veldes« Aufschwung nichts mehr im Wege. Die Quellen wurden neu gefasst und überdacht. Heute speisen sie die Hallenbäder der großen Hotels.

Einen Durchbruch erlebte Bled mit der Errichtung einer »Kaltwasserheilanstalt« durch den Schweizer »Hydropathen« Arnold Rikli im Jahre 1855. »Mit überraschendem Erfolg heilte er bleichsüchtige, an Uterus-Beschwerden, sowie an heftiger Migraine und gestörten Meneses leidende Damen, dann Männer, die an Gicht, Unterleibs-Plethora, Hämorrhoiden, Rückgratslähmungen, an scropulösen, oder sonst auch veralteten Ausschlägen, an intensiven Folgen sinnlicher Ausschweifungen usw. litten.« Rikli verstand sich als »Naturarzt« und befand sich im radikalen Widerspruch zur »Staatsheilkunde«, deren Arzneien er Fremd- oder Todstoffe nannte. Damit werde »nur ein Loch verstopft, wogegen sich ein anderes öffnet, welches wieder verstopft werden müsse. Dies dauert so lange fort, bis der ganze Organismus zerstört ist«. Außerdem geißelte er jeden »Verzehr von Blut- und Leichensubstanz«, d. h. von Fleisch, als »Barbarismus, Ironie auf die Humanität und traurige Vorleuchte unserer Mord- und Kriegslust«. Riklis Medizin waren »thermo-electrische Licht- und Luftbäder«, bei denen »die schwächsten Körperteile zwischen kalten Waschungen dem Sonnenlichte ausgesetzt, dadurch der Blutumlauf vergrößert und im raschen Wechsel von natürlicher Kälte und Wärme das Leben des Organismus erhöht und

Casino Bled mit Burg



gestärkt« wurden. Außerdem verordnete er »abhärtende und leichte Kleidung zur Erlangung der unverwüstlichen, allen Einflüssen der Witterung trotzbaren Zigeuner-Gesundheit« sowie »Nacktwanderungen mit beständigem Bergauf- und Bergabsteigen«. Er selbst soll sich mehr als 3000 solcher »Luftbäder« ausgesetzt haben. So prägte Rikli gut 50 Jahre den Fremdenverkehr Bleds. Auf der Straža, einem Aussichtshügel südöstlich des Ortes, erinnert ein schwarzer Obelisk an den Gesundheitsapostel. Beim Bau des Sessellifts dorthin dürfte sich der gute Mann im Grabe umgedreht haben. Den Platz seiner alten Kuranstalt nimmt heute das Casino ein.

Als sich zu Riklis Naturheilanstalt bald eine Reihe weiterer Kurhotels und Badeanlagen hinzugesellte, entbrannte ein eifriger Wettstreit um erholungs- und genesungsbedürftige Kundschaft. Dienten sich die einen eher den an »Blutverdickung, Leberanschoppungen und Fettwucherungen« leidenden Männern an, bemühten sich andere um die weibliche Klientel. So betrieb ein Dr. F. Müller ein Schwefelbad, »das mehrfachen Beobachtungen zufolge die Haut auffallend glatt und rein macht«. Daraus kehrten »Damen mit blassem oder vergilbtem Teint zum Erstaunen ihrer Umgebung mit grösserem Liebreiz und erhöhter Schönheit (...) zurück«, und zwar »indem ihre Haut an Feinheit und zarter, rosiger Frische des Incarnats gewann, so dass gleichmässig Rosen und Lilien auf den lieblichen Gesichtern um die Herrschaft stritten.«

Nach dem Bau der Eisenbahnlinie Tarvisio-Ljubljana im Jahr 1870 empfahl sich Bled immer mehr als »heilbringend für Krankheiten, wie sie in den höheren Sphären der Gesellschaft vorzukommen pflegen«, also für psychische Leiden: »Dort in der prächtigen Alpenwelt gewinnt der melancholisch Überdrüssige wieder Lebensmuth und Lebensfreude. Für Hypochondrie, nervöse Zustände bietet die frische, freie und frohe Alpengnatur Läuterung und Erhebung. Die eingebildeten Krankheiten verschwinden.« Und so strömten die Gemütskranken bald in Massen aus allen Ecken der Monarchie herbei.

Keine heilende Wirkung zeitigte das Klima bei Julius Payer, dem glücklosen österreichischen Polarforscher und Alpinisten, der seine letzten Jahre in Bled verbrachte. Er, der eine zweijährige Irrfahrt im Packeis überstanden (und dabei das Franz-Josephs-Land entdeckt) hatte, zerbrach an den Intrigen gegen seine Person. Verbittert vom öffentlichen Zweifel an seinen Entdeckungen quittierte er den Armeedienst, um sich in Hinkunft der Malerei zu widmen – und allmählich den Verstand zu verlieren. Er gründete eine Malschule für Damen und plante (mit seinen Schülerinnen?) eine Reise nach Grönland zum Zwecke künstlerischer Studien. Noch 1912, als Siebzigjähri-

ger, versuchte er, eine Expedition zum Nordpol per Unterseeboot zu organisieren.

Die Hotels und Villen der Monarchie – viele von ihnen wurden im »Schweizer-Styl« erbaut – sind heute, sofern sie nicht überhaupt abgerissen wurden, kaum wiederzuerkennen. Vor allem die Leitbetriebe – »Hotel Toplice«, »Hotel Park« und »Vila Bled« – blicken auf etliche Metamorphosen zurück. Ersteres wurde Mitte des 18. Jahrhunderts als »Luisenbad« errichtet und galt mit 33 Zimmern »als imposantestes Gebäude am Seegestade«. Heute rollt der Verkehr unmittelbar vor der Eingangstür vorbei und untergräbt die Würde des efeubewachsenen Hauses. Die Fassade bröckelt, und die abgenutzten Korbsessel auf der Veranda legen den Schluss nahe, dass auch das Interieur schon bessere Zeiten gesehen hat.

Das »Hotel Park« steht auf den Fundamenten des 1848 erbauten Gasthofs Mallner, der bald schlossähnlich ausgebaut wurde und seinerzeit sogar Kaiser Franz Joseph beherbergte. Ein Reiseführer aus dem Jahre 1878 preist seine »feine Küche, Eleganz, Reinlichkeit, Bequemlichkeit der Zimmer und zuvorkommende Bedienung«. Als Nobelabsteige schien das Hotel auch den Nazis gerade gut genug, um hier ihr Hauptquartier zu errichten. Am 2. Mai 1941, drei Tage nach der Okkupation Oberkrains, bezog Franz Kutschera, Chef der NS-Zivilverwaltung, mit seinem Stab Quartier, kurz darauf auch die Gestapo. Die gewaltsame Germanisierung und der Besatzungsterror machten auch vor der Bevölkerung Bleds nicht Halt. 300 »politisch verdächtige« Gemeindeglieder wurden ins berüchtigte Gestapo-Lager Begunje verbracht, wovon sich 60 schließlich in deutschen Konzentrationslagern wiederfanden. Nur wenige kehrten nach dem Krieg zurück. Die Nazis konfiszierten aber auch eine Reihe von Bauernhöfen, um darin »Volksdeutsche« aus Bessarabien (Moldawien) anzusiedeln. Bald formierte sich der Widerstand. Im Bleder Raum nahmen rund 1000 Personen, ein Zehntel der Bevölkerung, am Partisanenkampf teil; noch höher war der Anteil der Sympathisanten. Am 17. Juli 1944 gelang der Befreiungsfront ein Aufsehen erregender Coup: Sie schleuste einen Koffer mit 10 kg Sprengstoff in das Hotel ein und jagte einen Teil des Gebäudes in die Luft. Am 11. September griffen die Partisanen einen Holztransport der Wehrmacht an, was die SS mit der Erschießung von 22 Geiseln beantwortete.

Heute präsentiert sich das »Hotel Park« in rostroter Blechverkleidung und mit wuchtigen, durch hängendes Grünzeug notdürftig kaschierten Betonbalkons im Stil einer Hochgarage, womit dem Namen des Hotels etwas durchaus Doppeldeutiges anhaftet. Kulinarischer

Dauerbrenner ist die Cremeschnitte aus eigener Produktion, von der das Hotel seit 1953 über 8 Millionen Stück verkauft haben soll.

Am geschichtsträchtigsten ist wohl die »Vila Bled« am Südufer des Sees. 1883 von Prinz Ernest Windisch-Grätz im Stil eines englischen Landhauses erbaut, diente sie nach dem Ersten Weltkrieg als »Schloss Suvobar« (benannt nach dem Schauplatz einer siegreichen Schlacht gegen die Österreicher) dem jugoslawischen König als Sommerresidenz. Einen radikalen Umbau erlebte sie nach dem Zweiten Weltkrieg, um fürderhin Marschall Tito als Feriendomizil und Bühne für Staatsbesuche zu dienen. Die Liste seiner Gäste liest sich wie ein Who-is-who der Weltgeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie reicht von Gamal Abd el Nasser, Reza Pahlevi und Haile Selassie über Nikita Chruschtschow und Nicolae Ceaucescu bis Erich Honecker und Willy Brandt.

Mit Tito hielt in Bled aber auch der Sozialismus Einzug. Was vorher einer privilegierten Schicht vorbehalten war, sollte nun den Werktätigen zugute kommen. Aus dem einstigen »Nobelcurort« wurde ein Zentrum des Arbeitertourismus. Dies ging nicht ohne radikale Maßnahmen: Sämtliche privaten Bäder und Parkanlagen wurden geöffnet und die Seeufer damit der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Auch die privaten Tourismuseinrichtungen fielen der Beschlagnahme anheim. Ehemalige Villen und Pensionen aus altem Familienbesitz fanden ihre neue Bestimmung als Ferienheime sozialistischer Betriebe. Dem revolutionären Eifer fiel auch manches architektonische Kleinod zum Opfer.

Die größten Flurschäden wurden in den sechziger und siebziger Jahren mit der Errichtung riesiger Hotelkomplexe angerichtet. Ungetüme wie das »Hotel Krim« versprühen noch heute realsozialistischen Charme. Der Anspruch der Gemeinnützigkeit konnte allerdings nur teilweise eingelöst werden, denn die – anfänglich aus allen Teilrepubliken Jugoslawiens herangekarrten – erholungsbedürftigen Arbeitermassen wurden nach und nach von ausländischen Devisenbringern abgelöst. 1979 entstand das Casino, ein Gebäude von erlesener Hässlichkeit. Ursprünglich geschaffen, um spielsüchtigen Ausländern das Geld aus der Tasche zu ziehen, wirkt es heute wie ein etwas zu groß geratener Souvenirladen. Konsequenter waren die Kommunisten bei der Nutzung der Wallfahrtskirche: Sie konfiszierten die Insel und unterbanden 40 Jahre lang jeglichen Gottesdienst. Die erste kirchliche Hochzeit nach dem Kriegsende fand 1990 statt.

Grad, so der alte Name des ältesten Ortsteils, ist das atmosphärisch angenehmste Viertel Bleds. Unter der Pfarrkirche drängen sich die Häuser noch ganz in dörflicher Manier aneinander, woraus sich eine sym-

pathische und gar nicht mondäne Mischkulanz aus Bauernhäusern, vergammelten Villen und einfachen Fremdenpensionen ergibt. Die heruntergekommene »Vila Zakopa« und das freundliche »Okarina« vermitteln einen Hauch der Villenromantik vergangener Zeiten. (Noch schönere Beispiele für historistische und sezessionistische Feriendomizile finden sich allerdings weiter östlich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Hotel Golf.) Am eindrucksvollsten sind aber die einsturzgefährdeten Überreste eines alten Pavillons im Stil der Wörthersee-Architektur an der Seepromenade. Dass man die kunstvoll gegliederte Fassade mit der dreigeteilten Holzveranda dem Verfall preisgegeben hat, ist verwunderlich, verleiht ihr aber auch einen morbiden Reiz. Jože Plečnik, Sloweniens Paradearchitekt, hat sich in Bled ebenfalls verewigt. Besonders interessant (und ebenfalls äußerst vernachlässigt) sein 1938 geschaffenes Kulturheim neben der Pfarrkirche mit gewellter Ziegelmauer und recycelten Grabsteinen. Auch der benachbarte Marienbildstock stammt von ihm. Das Emblem am Mantel der Madonna ist die

Blick auf den Blejsko jezero (Veldeser See)



Vorwegnahme des heutigen slowenischen Wappens. Ein von Plečnik geplanter Königspalast, der die Vila Bled ersetzen hätte sollen, wurde nie realisiert.

Die Besichtigung der Burg ist trotz des bisweilen bedrohlichen Besucherandrangs und der unverschämten Eintrittspreise ein lohnendes Unterfangen. Die spektakuläre Lage auf einem senkrecht aufragenden Felsen hoch über dem See und der grandiose Rundblick sind in Slowenien ziemlich konkurrenzlos. 800 Jahre gehörte das Bilderbuchschloss den Bischöfen von Brixen; eine Schenkungsurkunde aus dem Jahr 1004 gab Bled erst kürzlich die Gelegenheit, sein 1000jähriges Jubiläum zu feiern. Vom ursprünglichen Bestand sind ein romanischer Mauerring und der Ostturm erhalten; die hölzernen Wehgänge wurden rekonstruiert. Besonders stimmungsvoll ist die spätgotische Schlosskapelle mit Freskenresten und einer modernen Marienskulptur. Das Schlossmuseum wurde im barocken Trakt untergebracht und ist der Geschichte Bleds bzw. der feudalen Wohnkultur gewidmet: eine wohltuend sparsame Sammlung, die vor allem die Räumlichkeiten gut zur Wirkung kommen lässt.

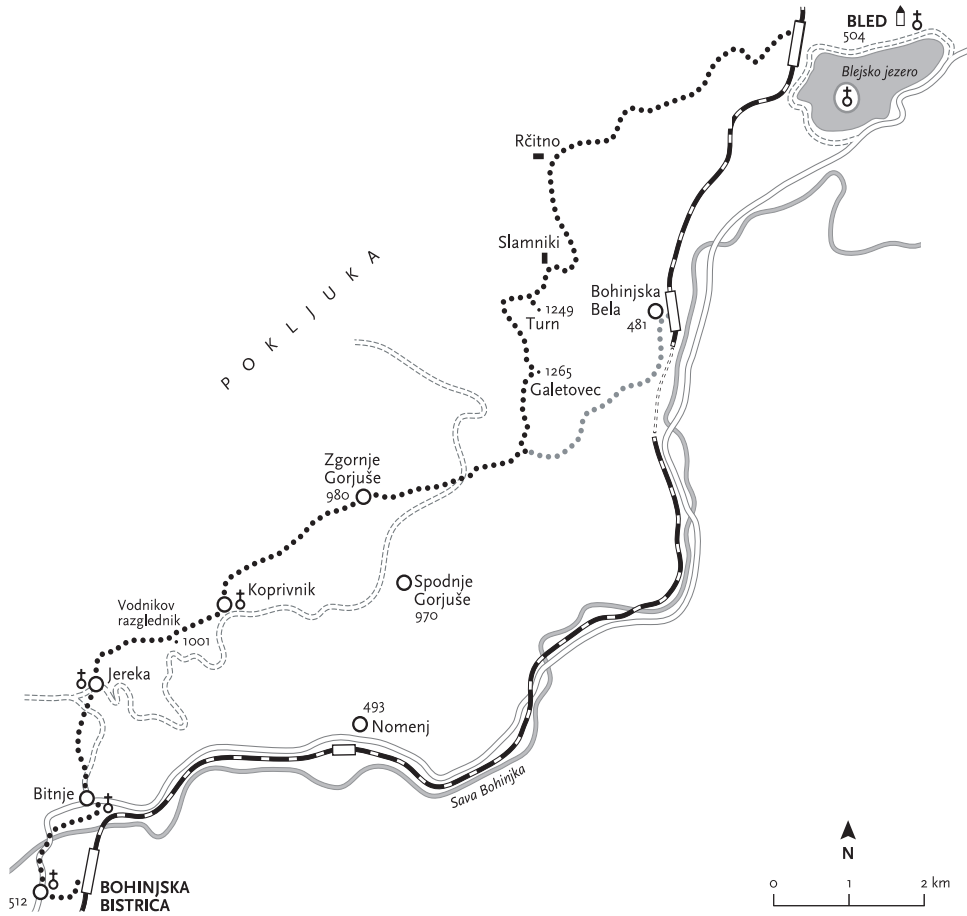
Kehrt man nach dem Rundgang im 100jährigen Gasthof »Pri Planincu« ein, kommt man vielleicht mit »richtigen« Einheimischen ins Gespräch. Der bereits zitierte Reiseführer aus dem Jahr 1878 beschreibt die Dorfbewohner als »schönen Menschenschlag, der mit vorzüglichen Geistesgaben begabt« sei. »Ihre Sprache«, heißt es weiter, »ist vorherrschend die slovenische, aber es wird auch häufig deutsch gesprochen. Es herrscht von Alters her die Sitte, die Kinder zur Erlernung der deutschen Sprache in das benachbarte Kärnten zu schicken, wogegen die Kärntner die ihrigen zur Erlernung der slovenischen Sprache austauschen. Manche sprechen auch italienisch, wie überhaupt der Krainer ein angeborenes Sprachtalent besitzt, daher schon aus diesem kosmopolitischen Grunde die sprachliche Exklusivität und nationale Ausschließlichkeit nicht ernst gemeint sein kann.« Auch heute gibt es kaum Verständigungsprobleme; die Fähigkeit und Bereitschaft, sich der Sprache der Nachbarn zu bedienen, sind allerdings recht einseitig verteilt.

Für Wanderer ist Bled aufgrund des kulinarischen Angebots und der großen Auswahl an Unterkünften kein schlechter Stützpunkt. Schon 1862 wurde eine Übersichtskarte der Spazierwege rund um den See veröffentlicht. Heute unterhält die Gemeinde ein Wegenetz von mehreren hundert Kilometern. Viele Markierungen scheinen allerdings noch aus Riklis Zeit zu stammen und sind entsprechend fehlerhaft. Keine

Orientierungsprobleme gibt es bei der Seeumrundung, die jedoch ein zweifelhaftes Vergnügen darstellt: Der dafür vorgesehene Trampelpfad verläuft zwar teilweise recht hübsch auf Holzstegen direkt am Ufer und im schattigen Park; die meiste Zeit wandert man aber unmittelbar neben der Autostraße. Fußmarode können sich vom Fiaker um den See kutschieren lassen.

Weitaus schöner sind die Ausflüge in die Umgebung, vor allem in den Nationalpark, wobei die Palette der Möglichkeiten von leichten Touren bis zu hochalpinen Unternehmungen reicht. Allein im Gemeindegebiet bestehen Höhenunterschiede von 2,5 km. Um die durch Gletscherablagerungen und tektonische Verschiebungen lebhaft gegliederte Landschaft von oben betrachten zu können, muss man nicht gleich den Triglav (2.864 m) besteigen, sondern genügt es, sich auf kaum halb so hohe Aussichtspunkte wie den »Weiberzahn«, Babji zob, am Eingang zum Wocheiner Tal oder den Galetovec vis-à-vis zu begeben. Äußerst lohnend ist auch Pokljuka, ein hügeliges Hochplateau westlich von Bled, vor allem wegen ihrer großen Hochmoore (der südlichsten Europas) und der uralten Wälder mit einer Reihe geschützter Baumriesen.

Nur eine Stunde benötigt man zur 1600 m langen und bis zu 300 m tiefen Vintgar-Schlucht, früher auch Rothweinklamm genannt, im Norden Bleds. Das vielbesuchte Naturdenkmal wurde bereits 1891 mittels kühner Holzstege und Brücken erschlossen. Die Schlucht entstand in der letzten Eiszeit nach dem Aufstau der Radovna durch den Gletscher, worauf sich der Fluss rasch in das weiche Gestein fräste. Seither »drängen gewaltige Wassermassen aus engem Felsspalt hervor und bilden, an Felsstücke anprallend und in mehrfachen Absätzen stürzend, eine herrliche Cascadenreihe« (Illustrierter Führer durch Steiermark und Krain, 1885). Besonders schön ist die Vintgar-Schlucht am späten Nachmittag, wenn die Sonnenstrahlen den Flussgrund erreichen und sich Farbenspiele in allen erdenklichen Grüntönen ergeben.



v Dreisprung

WANDERUNG VON BLED NACH BOHINJSKA BISTRICA

Die ebenso schöne wie ausgedehnte Wanderung führt über Pokljuka, ein bewaldetes Hochplateau im Osten des Triglav-Nationalparks, auf dem sich mit Gorjuše eines der höchst gelegenen Dörfer Sloweniens befindet. Dabei überspringt man nicht nur drei Bahnstationen, sondern

hat auch etliche Höhenmeter zu überwinden. Lohn der Anstrengung sind eine Reihe großartiger Ausblicke auf die Bilderbuchlandschaften bei Bled und um den See von Bohinj. Einen besonderen Reiz stellt die idyllische Kulturlandschaft aus kleinen Almen und weit verstreuten Bauernhöfen dar. Kulturgeschichtlich Interessierte kommen mit der Besichtigung der malerischen Kirchlein von Koprivnik, Jereka und Bitnje auf ihre Rechnung.

ANMERKUNGEN: Anstrengende Wanderung. In der »Langfassung« nur für ausdauernde Wanderer geeignet. Länge: 16 oder 28 km. Gehzeit: Rund 5 bzw. gut 7 Stunden. An- und Abstiege: 800 bzw. 1000 m. Karte: Izletniška karta Gorenjska, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije.

WEGBESCHREIBUNG: Man geht vom **Bahnhof Bled Jezero** auf der Straße Richtung Norden. Nach ca. 250 m wendet man sich nach links, überschreitet bei einem unbeschränkten Übergang die Gleise und steigt über einen Treppenweg zu einem Quersträßchen an; auf diesem nach rechts. Nach gut 50 m biegt man scharf nach links in einen ansteigenden Weg (Wegweiser »Kuhovnica«, Markierung Nr. 3). Man durchschreitet ein Gatter und steigt über eine Weide steil an, um sie an ihrem oberen Ende durch einen weiteres Gatter wieder zu verlassen. Kurzer Anstieg im Wald bis zu einer Dreifachgabelung; man hält sich, der undeutlichen Markierung Nr. 4 folgend, links. Nach gut fünf Min. stößt man bei einer kleinen **Lichtung** auf einen breiteren Weg; man geht geradeaus und verlässt damit den markierten Weg. Auf breitem Waldweg rechts an einer großen Lichtung vorbei. Man erreicht einen Querweg (Futterkrippe) und geht links. Bald senkt sich der Weg zu einem geschotterten Fahrweg; auf diesem nach links. Man folgt dem (markierten) Hauptweg bis zur **Rčitno-Alm** (1:30 Std.). Hübscher Rastplatz.

Weiter auf dem Hauptweg bis zum Haus Nr. 22. Man biegt nach links (undeutlich markierter Weg) und passiert bald darauf eine auffällige Hütte am Rande einer großen Wiese. Der markierte Weg scheint sich nach rechts zu wenden, um im Wald anzusteigen. Man bleibt jedoch am Wiesenrand und findet an dessen Ende einen Pfad (Wegweiser »Slamniki«). Kurzer Abstieg zum betreffenden **Gehöft**. (1:45 Std.).

Man folgt nun dem Wegweiser »Galetovec«. 45minütiger Anstieg auf deutlich markiertem, sehr steilem Weg bis zu einem breiten **Querweg** auf einem kleinen Sattel (Partisanendenkmal). Hier wendet man sich nach links und steigt kurz zum **Turn** an. (2:30 Std.). Schöne Aussicht.

Man kehrt zum Denkmal zurück und wendet sich auf dem Querweg nach links. Nach 300 m nimmt man eine Abzweigung scharf nach links (Wegweiser »Galetovec«). 15 Min. auf breitem, fast ebenem Waldweg. Eine Abzweigung nach

rechts wird ignoriert. Kurz darauf verlässt man den Hauptweg und folgt einem Wegweiser bis zum **Galetovec**. Prächtige Aussicht (3:00 Std.).

Vom Aussichtsplatz einige Meter auf demselben Weg zurück. Eine Dreifachgabelung; man nimmt den mittleren, neben einem Steinmäuerchen verlaufenden Weg. Der (markierte) Weg folgt erst dem Hügelkamm und senkt sich dann zu einem breiten Querweg; auf diesem nach links. Der Weg senkt sich zu einer kleinen **Alm** mit zwei Hütten. Man wendet sich vor der ersten Hütte nach links und steigt über eine Weide bis zu einem Gatter ab, das man durchschreitet. Steiniger Weg im Wald bergab, dann vorbei an einer weiteren kleinen Alm bis zu einem breiten **Querweg**; auf diesem, die (äußerst mangelhafte) Markierung verlassend, nach rechts.

Variante Richtung Bohinjka Bela: Man geht geradeaus und folgt einem anfänglich kaum sichtbaren Pfad in den Wald. Steil bergab bis zu einer weiteren Alm (mehrere Hütten, Harpfe mit transparentem Dach). Unterhalb des Ensembles ein Querweg; man geht links (Wegweiser »Bohinjska Bela«). Rudimentäre Markierung. Man gelangt zu einer lang gestreckten Lichtung und folgt einem undeutlichen Weg unterhalb einer **Stromleitung** bis zum unteren Ende der Wiese. Auf undeutlich markiertem Wege, einen Fahrweg zweimal querend, steil bergab. Man trifft ein drittes Mal auf den Fahrweg und wendet sich auf diesem nach links. Nach 50 m fällt der markierte Weg steil nach rechts ab. Man erreicht neuerlich den Fahrweg; auf diesem weiter bergab. Nach 200 m verlässt man den Fahrweg und wendet sich nach rechts in einen undeutlichen Pfad, der bald darauf den Fahrweg neuerlich kreuzt. Schließlich erreicht man unterhalb einer Stromleitung eine Schotterstraße; auf dieser nach rechts. 15 Min. bergab bis zu den ersten Häusern von Bohinjka Bela. Geradeaus weiter bis zu einer Querstraße; auf dieser nach links. Man gelangt zum **Bahnhof Bohinjka Bela** (5:00 Std.).

Angenehmer, fast ebener Fahrweg von Alm zu Alm. Bei einem weiteren Querweg (Wegweiser »Galetovec« in Gegenrichtung) geht man rechts und gelangt zu einem breiten Querweg unmittelbar vor einer breiten **Asphaltstraße** (3:45 Std.). Auf diesem nach rechts bis zur Straße.

Auf der **Straße** nach links. Nach 50 m biegt man nach rechts in einen ansteigenden Fahrweg, um gleich darauf vor einem Wochenendhäuschen nach links in einen Feldweg abzubiegen. Man gelangt zu einem **Bauernhof**, geht links am Wohngebäude vorbei und auf einer Fahrspur auf ein Blockhaus zu, das man passiert, um weglos bis zu einem weiteren Bauernhaus (Ziehbrunnen) abzusteigen. Auf einem Quersträßchen nach rechts bis zu einem weiteren Quersträßchen

Bei Koprivnik auf Pokljuka



beim Haus Nr. 56. Man geht wieder rechts und ignoriert die darauf folgende Abzweigung nach rechts. Nach rund 150 m eine Gabelung, man geht links; eine weitere Abzweigung nach rechts beim Haus Nr. 60 wird ignoriert. Nach 100 m eine Gabelung, man hält sich links (und folgt damit der Telefonleitung). Beim Bauernhof Nr. 71 geht man geradeaus. Der Weg steigt an; man geht links (Wegweiser »Koprivnik-pešpot«), durchschreitet eine Weide und gelangt in den Wald. Gut 15minütiger Anstieg auf undeutlich markiertem Wege in südwestlicher Richtung. 10minütiger Abstieg bis zu einer Weide. Auf breitem Wiesenweg weiter bergab bis zu einem Quersträßchen, auf diesem nach rechts. Beim darauf folgenden Haus geht man links und folgt dem Sträßchen, die Richtung beibehaltend, bis zur **Kirche von Koprivnik** (4:45 Std.).

Vor der Kirche gabelt sich die Straße, man geht rechts. Man passiert bald darauf das Feuerwehrhaus und wandert, dem Wegweiser »Vodnikov razglednik« bzw. der Markierung folgend, bis zu einem Quersträßchen, auf diesem nach rechts. Nach gut 100 m umgeht man ein Blockhaus und wendet sich bei der darauf folgenden Gabelung nach links. Kurzer Aufstieg zum **Vodnikov razglednik** (5:15 Std.). Wunderbarer Blick auf Bohinj.

Man kehrt zur Gabelung beim Blockhaus zurück und wendet sich nach links (Wegweiser »Jereka«). Abstieg auf schönem, deutlich markiertem Weg (der mehrmals eine Asphaltstraße schneidet) bis **Jereka** (6:00 Std.).

Beim ersten Quersträßchen nach links, bei einem weiteren Quersträßchen nach rechts bis zu einer dritten Querstraße; man geht rechts und gelangt in den Ortskern von Jereka. Kurz darauf passiert man die **Kirche** und biegt nach 70 m nach links in einen Feldweg. Man erreicht die Hauptstraße, geht nach links und biegt nach 50 m, kurz vor einer Stromleitung, nach rechts in eine Fahrspur. Man passiert ein Feld, an dessen Ende der Weg halblinks in den Wald führt. Anstieg auf breitem Weg, stets in der Nähe der **Stromleitung**. Man gelangt zu einem Sattel, der Weg gabelt sich, und man hält sich rechts. Abstieg bis zur Hauptstraße, auf dieser geradeaus weiter. Nach 500 m biegt man nach links in ein Schottersträßchen nach **Bitnje** (6:45 Std.). Man durchschreitet das Dorf und biegt bei einem Bildstock im Ort nach rechts in Richtung Kirche ab. Man quert die Hauptstraße, passiert die **Kirche** und wendet sich nach rechts in einen Feldweg, der alsbald wieder auf die **Hauptstraße** trifft. Auf dieser nach links über die Save. Man folgt der Straße bis **Bohinjska Bistrica**. Man wendet sich im Ort bei der zweiten Abzweigung nach links, passiert die Pfarrkirche und gelangt zum **Bahnhof Bohinjska Bistrica** (7:15 Std.).

Pokljuka: Arbeitsplatz Alm

Wandert man von Bled/Jezero über das Pokljuka-Plateau Richtung Bohinj, gelangt man bereits nach einer Stunde, in etwa 1000 m Seehöhe, auf eine Alm namens Rčitno. Sie ist die Vorbotin einer Reihe von Bergweiden und Bergmähdern in diesem Gebiet; die meisten liegen wesentlich höher und damit in der Regel außerhalb der Reichweite des Weitwanderers. Als landschaftsgestaltendes Element sind sie aber weithin sichtbar, und als Dependancen der Bauernhöfe hängen sie auch wirtschaftlich eng mit dem Tal zusammen. Almen sind ein prägendes Merkmal der alpinen Kulturlandschaft Sloweniens, insbesondere im Nationalpark, wo sie eine wichtige Rolle für den Tourismus spielen. Das ändert nichts an der Tatsache, dass immer mehr Bergweiden aufgegeben werden und durch Verwaldung oder Aufforstung von der Bildfläche verschwinden.

Liegt beim Anblick einer aufgelassenen Fabrik oder eines still gelegten Bergwerks der Gedanke an verlorene Arbeitsplätze nahe, findet dieser Aspekt bei einer verwaisten Bergweide kaum Beachtung. Und denkt man angesichts eines historischen Industriebetriebes vielleicht an Arbeitsleid und Hungerlöhne, verhält es sich bei einer Alm ganz anders. Die landschaftliche Idylle verschmilzt mit Bildern einer versunkenen heilen Welt, in der sich fröhliche Sennerinnen und Hirten unter freiem Himmel tummeln. Man hat zwar eine vage Vorstellung von ihrem kargen Leben, beneidet sie aber um ihr beschauliches Sein im Einklang mit der Natur, um Gesundheit und Ruhe.

Zur Verklärung des Almdaseins in Bohinj trugen nicht zuletzt volkskundliche Berichte wie dieser bei: »Im Gasthaus war alles quicklebendig. Die Mädchen saßen in frisch gewaschenen Kleidern bei Tisch und aßen Reindling; die Burschen in weißen Hemdsärmeln, mit übermäßigen Blumensträußen am Hut, dass die Krempe wackelten, (...) tanzten in der Laube. Jeder Mann trug den Wetzstein am Gürtel. Auf die Frage nach der Bedeutung jauchzten einige auf: Juchhe, wir gehen in die Raut! (...) Als wir auf die Bergmähder kamen, sahen wir lange Reihen von Mähern und Rechnerinnen in besseren Gewändern, als sie sonst bei der Arbeit trugen.«

Was hier als lustiger Feiertag geschildert wird, war der Auftakt zu einem mehrtägigen, bis zu zweiwöchigen Großeinsatz von Knechten und Mägden auf einer »rovť« (von Raut, das bedeutet Rodung), bei der das Futtergras für den Winter eingebracht werden musste. Pro Bergmähd kamen sechs bis acht Männer mit Sensen sowie drei bis vier Frauen mit Rechen und Heugabeln zum Einsatz; der Arbeitstag begann im Morgengrauen und endete erst am späten Nachmittag. Das häufig unebene und teilweise auch steinige oder verwachsene Gelände ver-



Slavniki bei Bohinjska Bela

langte von den Mähern viel Geschick und Kraft, da es mit ständigem Rhythmuswechsel einher ging. *Pobiranje kamnov*, Steine sammeln, nannte man diese bandscheibenfeindliche Tätigkeit. Eine Knochenarbeit war auch die Einbringung des Heus, das man in Leinentücher einschlug und in bis zu 20 kg schweren Ballen auf dem Kopf zum Schober schleppte. Bei drohendem Wettersturz ging die Arbeit unter besonders großem Zeitdruck vor sich. Um Zeit zu sparen, wurde meist im Heu übernachtet. Daraus ergab sich wohl, wie oben angedeutet, die Gelegenheit für manches erotische Abenteuer – allerdings war nicht jede dieser »Romanzen« freiwilliger Natur: Mägde niederen Ranges, also die Töchter von Keuschlern und Tagelöhnern, wurden von den Söhnen der Bauern oft genug zum Liebesdienst genötigt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren allein in Bohinj – womit im wesentlichen die Dörfer zwischen Bohinjska Bistrica und dem Wocheiner See gemeint sind – in den Sommermonaten rund 400 Menschen auf den Almen beschäftigt, fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Die *majarji* oder die *majarke*, wie die Senner und die Sennerinnen in dieser Gegend hießen (was dem deutschen »Meier«, also Hausverwalter, entspricht), hatten – Ziegen nicht mitgezählt – knapp 4000 Stück Vieh zu ver-

sorgen, woraus sich ein scheinbar komfortables Betreuungsverhältnis von 1:10 ergab. Es verweist auf die Fülle von Aufgaben, die auf den Almten zu erledigen waren. Sie oblagen entweder Knechten und Mägden oder Familienangehörigen wie unverheirateten Töchtern und ledigen Tanten. Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden sich fast nur noch ältere Menschen, viele von ihnen im Rentenalter, zur Arbeit auf der Alm bereit.

Den Tagesablauf der *majarji* auf den Hochalmen diktierte das Vieh. Aufgestanden wurde im Morgengrauen, um die Kühe erst zu melken und dann auf die Weide zu treiben. Das konnte, je nach Standort, zwei bis drei Stunden dauern, wobei bis zu fünfhundert Höhenmeter überwunden werden mussten. Entsprechend hoch war das Schrittempo der angeblich so gemächlichen Senner(innen). Die Mittagszeit war dem Sammeln von Beeren, Moos und Kräutern, dem Kochen von Schmalzmus oder Sterz, dem Ausmisten der Stallungen und anderen Reinigungsarbeiten vorbehalten. Ab zwei Uhr begann man, die Kühe wieder zurückzutreiben. Gegen fünf wurde ein zweites Mal gemolken, um anschließend die gewonnene Milch in einem komplizierten Verfahren zu Butter bzw. Käse zu verarbeiten. Erst bei Einbruch der Dunkelheit war das Tagwerk getan; freie Tage gab es keine (an kirchlichen Feiertagen wurde allerdings nur ein Pflichtprogramm erledigt). Zu den Aufgaben der Senner gehörten außerdem das Sammeln und Heranschaffen von Brennholz, die Erhaltung der Wege sowie die Reparatur der Hütten und Unterstände. Auch die Instandhaltung von Gerätschaften zählte dazu, insbesondere der hölzernen Gefäße und Werkzeuge für die Milchverarbeitung. Selbst ein Teil der Bekleidung der Senner stammte aus eigener Produktion, etwa ihre Holzpantoffel und die charakteristischen Mäntel aus Bast.

Obwohl zumeist Analphabeten, waren die *majarji* hoch qualifizierte Leute. Neben handwerklichen Fähigkeiten verfügten sie auch über tierärztliche Kenntnisse. Euterentzündungen und Blähungen wurden mit Kräutern behandelt, Verletzungen mit Harz. Gegen Parasiten half der Stinkkohl, bei Erkältungen – auch Kühe können sich verkühlen – der Enzian. In besonders schwierigen Fällen bediente man sich der Magie. Noch im 20. Jahrhundert waren Räucherrituale und Zaubersprüche bei Erkrankungen des Viehs gang und gäbe. Ähnlich verfuhr man, wenn man selbst erkrankte. Wenn aber weder die alten Hausmittel noch die überlieferten Gebete Besserung brachten (und der nächste Arzt unerreichbar war), bediente man sich mitunter brachialer Methoden. So kam es schon mal vor, dass man sich eines eitrigen Zahnes entledigte, indem man ihn selbst aus dem Kiefer hebelte.

Über die Anfänge der Almwirtschaft in Bohinj gibt es unterschiedliche Auffassungen. Lange galt die Lehrmeinung, dass es die Bergweiden erst

seit dem Mittelalter gibt. Der Fund einer antiken Kuhglocke auf Ajdovski gradec lässt jedoch den Schluss zu, dass es in dieser Gegend bereits in vorslawischer Zeit so etwas wie Almwirtschaft gegeben hatte. Die erste urkundliche Erwähnung einer Alm stammt aus dem Jahre 973; auch viele Flurnamen und Fachbegriffe aus der Almwirtschaft verraten uralte Wurzeln. Manche Weiderechte bestehen möglicherweise seit über 1000 Jahren. Befanden sich die ersten Bergweiden noch oberhalb der Waldgrenze auf 1800 bis 1900 m, entstanden die heutigen Hochalmen auf 1500 bis 1700 m zumeist durch Rodungen; auch die Niederalmen und Bergmahden auf 1000 bis 1200 m Höhe wurden den Wäldern abgerungen. Die Kolonisierung erfolgte durch freie Bauern, zweien von ihnen – Blagosod und Breslav – begegnet man in einer Urkunde aus dem 11. Jahrhundert, als sich der Adel und die Kirche des Landes zu bemächtigen begannen. Ursprünglich befanden sich die Almen von Bohinj aber im Gemeinschaftsbesitz. So gehörten etwa den beiden Dörfern Stara Fužina und Studor die größten und besten Weiden am Triglav, deren Nutzung kollektiv erfolgte. Mit der allmählichen Zersplitterung des Grundbesitzes (u. a. als Folge des Erbrechts) zerfielen auch diese Gütergemeinschaften, und immer mehr Almen wurden individuell bewirtschaftet. Bald besaß jeder Bauer seine eigene Hütte und seine eigenen Heuschuber, wodurch regelrechte Almdörfer entstanden, die noch heute das Bild der größeren Almen prägen. Manche Regelungen aus der Zeit gemeinsamer Bewirtschaftung überdauerten dennoch die Jahrhunderte. So wurden Rodungen, Einzäunungen, der Wegebau oder die Wartung der Quellen zumeist mit gegenseitiger Hilfeleistung, *rabat* genannt (ein Begriff aus der Zeit der Fronarbeit), bewerkstelligt.

Eine Renaissance der kollektiven Nutzung erlebten die Almen von Bohinj mit der Gründung einer Käsereigenossenschaft auf der Alm von Bitnje im Jahr 1873, der bald eine Reihe weiterer Genossenschaften folgen sollte. Sie ging auf die Initiative von Janez Mesar, dem Pfarrer von Bohinjska Bistrica, zurück, der damit dem wirtschaftlichen Niedergang des Tales entgegen wirken wollte. Waren nämlich um 1850 in den Hochöfen von Bohinj jährlich noch bis zu 800 Tonnen Roheisen gewonnen worden und hatten damit rund 450 Menschen ihr Brot verdient, gingen diese Arbeitsplätze Ende des 19. Jahrhunderts, mit der Verlagerung der gesamten Eisenproduktion nach Jesenice, fast mit einem Schlag verloren. Also suchte und fand man mit der Herstellung von Käse ein neues wirtschaftliches Standbein. Dafür musste die Käseproduktion von den althergebrachten, vorindustriellen Methoden auf modernere Verfahren umgestellt werden. Das Know-How kam aus der Schweiz. Pfarrer Mesar war mehrfach zur »Betriebspionage« in die



Senožeta bei Bohinjska Bistrica

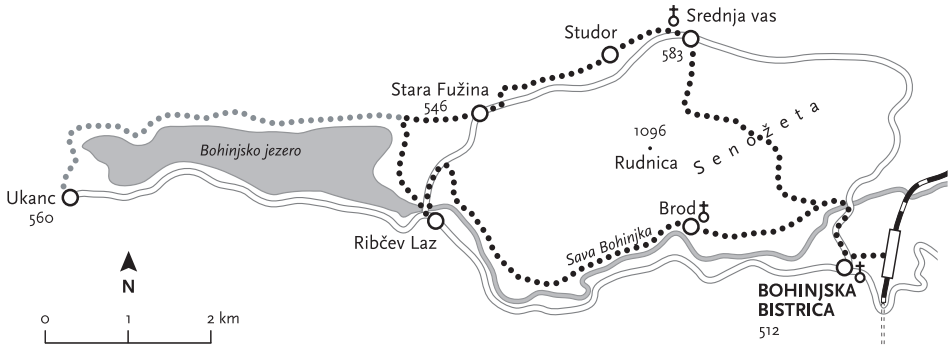
Eidgenossenschaft gereist und brachte mit Thomas Hitz auch gleich einen Mann vom Fach mit. Und so wurde mancher ehemalige Bergmann, Köhler oder Eisengießer umgeschult, um sich als Senner oder Käser auf einer Alm wiederzufinden. Die Neuerungen gingen allerdings nicht ohne Reibungsverluste vor sich. »Wir dürfen keinesfalls übersehen«, schrieb das Wochenblatt »Novice« 1873, »wieviele Hindernisse und Gegnerschaften unwissender Leute diese wackeren Mannsbilder [Mesar und Hitz, Anm.] überwinden mussten. Wenn ein Bauer seine Überlegungen schon zustimmend beendet hatte, hoben die Hausfrauen an zu geifern, und die Sennerinnen bockten und greinten nach alter Manier.« Letztendlich war aber der Fortschritt nicht aufzuhalten und fand der »Schweizer Käse« aus Bohinj von Wien bis Triest großen Absatz.

Anfang des 20. Jahrhunderts besaß bereits fast jede größere Alm eine genossenschaftliche Käserei. Noch Mitte der 50er Jahre wurde auf 28 Wocheiner Almen Käse hergestellt. Zu dieser Zeit gab es rund 230 Beschäftigte. Erst mit der Inbetriebnahme einer modernen Molkerei in Srednja vas im Jahr 1971 ging die Produktion in den Almkäsereien rapide zurück. Heute praktiziert nur noch eine Handvoll *majari* die Käsezubereitung. Der Touristische Käsereiweg, *turistična siraska pot*, verbindet

mehrere Almen und Bauernhöfe, auf denen den Wanderern laut Werbe-
prospekt »Quark, Käsequark und pikantes Quark aus Kuhmagermilch«
angeboten werden.

In Stara Fužina erzählt ein kleines, aber sehenswertes Sennereimu-
seum die Geschichte der Almwirtschaft in Bohinj. Im zentralen Aus-
stellungsraum kann man die Rekonstruktion einer Käserei besichtigen,
während die Nebenräume den kulturellen Aspekten der Almwirtschaft
gewidmet sind. Eine eingehendere Betrachtung lohnt die Dokumenta-
tion der Baukultur auf den Almen Bohinjs mittels kleiner Modelle, Skiz-
zen und einer Reihe historischer Fotografien. Bemerkenswert sind die
auf Säulen oder Holzpfählern stehenden Hochhütten, die, wie Julius
Kugy schrieb, an »Pfahlbauten aus der Vorzeit« erinnern und bis vor
wenigen Jahrzehnten das Bild der Almen um Bohinj prägten. Und tat-
sächlich dürfte diese archaische Bauform auf vorslawische Vorbilder
zurückgehen. Die Konstruktion ergab sich aus der Kombination eines
einfachen, offenen Unterstandes für das Vieh mit einem darüber
befindlichen kombinierten Wohnraum für den Senner. Dieser hatte kei-
ne Fenster; der Rauch der offenen Feuerstelle zog über die Ritzen im
Schindeldach ab. »Diese Pfahlhütten«, so der Ethnologe Tone Cevc,
»bezeugen die Eigenheit und lange kulturelle Vergangenheit der Ein-
wohner von Bohinj am besten. In ihnen spüren wir die mühselige Arbeit
der Ureinwohner, die mit einfachem Gerät die Umgebung bewohnbar
machten. (...) Ihre Funktion deutet auf die überlieferte Viehzucht hin,
die jahrhundertlang die Geschlechter in Bohinj ernährte. Zusammen
mit dem Triglav sind sie ein Symbol der Region.«

Heute, da die Almen zunehmend als Freizeitgelände genutzt wer-
den, ändert sich auch das architektonische Erscheinungsbild. Almhüt-
ten werden zu Wochenendhäuschen umgebaut, Neubauten kommen
hinzu, und nicht jeder ist genehmigt. Janez Bizjak, der Direktor des
Nationalparks, beklagt die »hässlichen typisierten, nach allsloweni-
schen Plänen« errichteten Ferienhäuser, die »blutleer, entfremdend
und abstoßend die Identität der Landschaft stören«. Vor allem die »frem-
den, schmerzhaft blendenden Blechdächer« sind ihm ein Dorn im Auge.
Manche Eigentümer können sich auch mit der angestammten Vegeta-
tion nicht zufrieden geben und »verschönern« die alte Kulturlandschaft
mit Rosenstöcken und Ziersträuchern. Besonders beliebt sind kleine
Steingärten, die womöglich mit Thujenhecken eingefasst sind. Dass es
in solchen Biotopen für Hirten und Sennerinnen nicht mehr viel zu tun
gibt, liegt auf der Hand. Dafür hält ein Berufsstand Einzug, der sonst nur
in Tallagen anzutreffen ist und bisher nicht unbedingt als Repräsentant
slowenischer Lebensart galt: der Gartenzwerg.



VI Seeweg

WANDERUNG VON BOHINJSKA BISTRICA ZUM BOHINSJKO JEZERO (WOCHEINER SEE)

Bei dieser bequemen Rundwanderung stößt man in eine der bezauberndsten Gegenden Sloweniens vor: zum Wocheiner See, dem viel besungenen Juwel des Triglav-Nationalparks. Vom Bahnhof Bohinjska Bistrica wandert man über die Senožeta, eine kleine Alm mit schönem Panorama, nach Srednja vas im Oberen Tal (Zgornja dolina), dessen Bauerndörfer viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt haben. Durch Studor, bekannt für seine malerischen Doppelharpfen, gelangt man nach Stara Fužina, das einst einen Hochofen besaß und heute vom sanften Tourismus lebt. Von hier führt ein bequemer Fußweg zum unbebauten See-ufer, das zur längeren Rast oder zum Baden einlädt. Am Rückweg besichtigt man die Heiligengeist-Kirche in Ribčev Laz an der Ostbucht, um schließlich der Sava Bohinjka auf angenehmen Wegen bis zum Ausgangspunkt der Tour zu folgen. Als Alternative bieten sich der Weg am Nordufer des Wocheiner Sees nach Ukanc und die kurzweilige Rückfahrt per Schiff und Bus an.

ANMERKUNGEN: Leichte Wanderung. Abkürzungsmöglichkeiten (Bus). Länge: 22 km (Variante: 17 km). Gehzeit: 6 Stunden (Variante: 5 Stunden). Anstieg: 150 m. Verkehrsverbindungen: Bahnhof in Bohinjska Bistrica, Bushaltestelle in Ribčev Laz. Taxi: +386/31/506612 oder +386/41/802154. Karte: Izletniška karta Gorenjska, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije. Einkehr: Srednja vas, Ribčev Laz, Ukanc. Anmerkung: Wer mit dem PKW anreist, stelle sein Fahrzeug bei der Tankstelle an der Save-Brücke nördlich von Bohinjska Bistrica ab und kann sich damit gut 1 km Asphalt zu Beginn der Wanderung ersparen.



Bohinj, Oberes Tal

WEGBESCHREIBUNG: Man folgt vom **Bahnhof Bohinjska Bistrica** der Triglavska cesta in nördlicher Richtung, passiert bald darauf die **Pfarrkirche** und gelangt zur Hauptstraße; auf dieser nach rechts. Nach 1 km überquert man die Save und wendet sich nach links in einen markierten Wanderweg (Wegweiser »Srednja vas«). Nach gut 100 m eine Gabelung, man geht rechts (Wegweiser »Rudnica«). 20minütiger moderater Anstieg im Wald (man bleibt dabei auf dem markierten Hauptweg). Man gelangt zu einem unbewaldeten **Sattel**. Nach etwa 100 m biegt der markierte Weg nach links. Hier geht man geradeaus über eine Kuppe und steigt zu einem breiten Querweg ab; auf diesem nach rechts (eine etwas weiter links befindliche Kreuzung mit Wegweiser wird ignoriert!). Nach etwa 200 m wendet man sich in eine Abzweigung nach links. Schöner breiter Weg. Nach etwa 5 Min. eine Gabelung, man geht rechts (Wegweiser »Srednja vas«). Schöne Blicke auf Srednja vas und Češnjica im Tal. Der Weg senkt sich, man verlässt den breiten Fahrweg nach links (Markierung leicht zu übersehen!) und schreitet auf eine Lifтанlage zu. Steiler Abstieg links neben der Liftspur. Knapp oberhalb der Talstation ein breiter Querweg; man geht links. Man folgt dem Hauptweg über eine Brücke bis zu einem Bildstock. Geradeaus weiter bis zur Hauptstraße in **Srednja vas** (1.45 Std.). Auf dieser nach links.

Man passiert das Ortszentrum, biegt kurz darauf nach rechts, wendet sich dann nach links über ein Brücklein und steigt nach rechts über eine Treppe zur **Kirche** an.

Besichtigung. Von der Kirche durch den westlichen Friedhofsausgang bergab, vorbei an der Schule und bei der darauf folgenden (»schrägen«) Kreuzung geradeaus. Nach einer Frühstückspension ein Quersträßchen; man geht rechts und bei der darauf folgenden Gabelung links. Man erreicht **Studor** (2:15 Std.).

In der Ortsmitte (Bildstock) eine Querstraße; man geht rechts (ein kurzer Abstecher nach links führt zu den berühmten Harpfen von Studor). Nach 50 m (kurz vor der *trgovina*) eine Gabelung, man geht links. Bald endet der Asphalt und der Weg gabelt sich, man hält sich rechts und durchschreitet ein Gatter. Schöner Weg unter steilen Hängen und entlang bemooster Steinmauern. Man erreicht die Kirche von **Stara Fužina** (2:45 Std.).

Von der Kirche auf der Straße Richtung Ortszentrum. Man passiert die *gostilna*, überquert bald den Fluss und geht, die Hauptstraße verlassend, geradeaus in ein ansteigenden Sträßchen. Nach 50 m eine Gabelung, man geht links (Fahrverbot). Kurz darauf eine Linkskurve, man geht geradeaus in einen Feldweg. Schöne Blicke auf den Wocheiner See. Nach 5 Min. eine Gabelung; man geht links und erreicht das **Seeufer** (3:15 Std.). Am Uferweg nach links.

Variante: Am Uferweg nach rechts. Sehr schöner Weg entlang des Sees mit zahlreichen Rast- und Badeplätzen. Nach ca. 1:30 Std. erreicht man eine Badewiese an der Westbucht. Weiter am Ufer entlang bis zu einem geschotterten Querweg; auf diesem nach rechts (links geht's zur Einmündung der Sava Bohinjka in den See – idyllischer Rastplatz). Man gelangt zu einer Asphaltstraße, geht links, quert kurz darauf die Sava und erreicht das Hotel Zlatorog in **Ukanc** (5:00 Std.). Bushaltestelle. Häufige Busverbindungen nach Bohinjska Bistrica. 1 km weiter östlich die Schiffsanlegestelle. Nette Schifffahrt bis Ribčev Laz; von dort weiter mit dem Bus bis Bohinjska Bistrica.

Man gelangt zu einem Parkplatz; weiter auf asphaltiertem Weg bis zur Kirche **Sv. Janez Krstnik** in der **Ostbucht** des Sees. Von dort über eine steinerne Brücke nach Ribčev Laz (3:30 Std., Bushaltestelle beim Hotel Jezero).

Man kehrt zur Kirche zurück und wandert neben der Hauptstraße rund 500 m Richtung Stara Fužina. 50 m nach der Ortstafel biegt man nach rechts in ein Sträßchen und folgt diesem bis zu seinem Ende. Geradeaus weiter in einen breiten Weg, der bald oberhalb des Flusses verläuft. Der Weg steigt an, um sich bald wieder zu senken. Kurz darauf eine Gabelung, man geht rechts und steigt zum Ufer ab. Nach einiger Zeit gelangt man in offenes Terrain. Auf breitem Wege bis zu einer Querstraße, auf dieser nach links zur Kirche von **Brod** (5:00 Std.).

An der Rückseite der Kirche entlang einer Rinne bis zu einer Kreuzung; hier geht man links. Feldweg, Wiesen, Scheunen. Nach 20 Min. gelangt man zur Hauptstraße und geht auf dieser nach rechts bis **Bohinjska Bistrica** (6:00 Std.).

Bohinj/Wochein: Reales Paradies

Der Legende nach sind die Bewohner von Bohinj ein auserwähltes Volk. Als nämlich einst der liebe Gott die Welt unter den Menschen aufgeteilt und dabei ausgerechnet auf die fleißigsten und bescheidensten Bauern Sloweniens vergessen hatte, überließ er diesen ein Stück des Paradieses, jenen Teil, den er ursprünglich für sich selbst, als Urlaubs- und Alterssitz, vorgesehen hatte. Seither besitzen die braven Leute den schönsten Flecken des Landes, wenn nicht gar der ganzen Erde. Er umfasst im Wesentlichen den Wocheiner See (Bohinjsko Jezero), das Obere und Untere Tal, den Korridor zwischen Bohinjska Bistrica und Nomenj sowie ein paar höher gelegene Siedlungen samt dazugehörige Almen. Die Gemeinde Bohinj ist also weder eine Ortschaft (es gibt keinen Hauptort dieses Namens) noch ein einzelnes Tal, sondern eine eigene kleine Region. Der deutsche Name Wochein tauchte im Mittelalter als *Vochina* oder *Fochin* auf und ist angeblich auf das *Wohin* zurückzuführen, mit dem die Fremden den Weg nach dem abgeschiedenen Gebiet erfragten. In alten Reiseführern wird der Name weiblich gebraucht, ist also von *der Wochein* die Rede.

Vielleicht war *boh*, wie Gott hier genannt wird (und wovon sich Bohinj ableiten soll), ein wenig voreilig und hätte sein Geschenk an gewisse Bedingungen knüpfen sollen. Denn nicht alle Einheimischen gehen mit dem Erbe respektvoll um. Als Faustregel gilt, dass man sich nördlich der Bohinjska Bistrica um schonenden Umgang mit der Natur bemüht, während man sich südlich davon die Landschaft durch ein Übermaß an Erschließung und baulichen Eingriffen untertan macht. Hier leidet das Paradies unter einigen Bausünden, die meisten aus der Zeit vor der Einbeziehung Bohinjs in den Triglav-Nationalpark. Eine Beleidigung der Schöpfung sind vor allem die hässlichen Hotelbauten, allen voran das Hotel Bohinj, und unnötige Freizeitanlagen wie die Aqua-World und der Adrenalinski-Park für Leute, denen die echte Natur zu wenig Abenteuer bietet. Auch das neue Tourismuszentrumszentrum mit angeschlossenem Supermarkt in Ribčev Laz scheint hauptsächlich zur Abschreckung der Besucher erbaut worden zu sein.

Den größten Frevel beging man mit dem Ausbau der Süduferstraße. Statt den Autoverkehr, wie es eines Nationalparks würdig wäre, radikal einzuschränken, wurde die Fahrbahn erweitert und lockt man so die motorisierten Gäste in den hintersten Winkel von Bohinj. Vor allem in der Hochsaison und an manchen Wochenenden sind es mehr als die Gegend verträgt. Dann rollen die Reisebusse, Wohnmobile und PKW in Kolonnen heran und erzeugen ein dröhnendes Grundgeräusch, das alle paar Minuten von einem heulenden Motorradsolo überlagert wird.

Was wie eine Durchzugsstraße aussieht und klingt, endet mitten im Wald, bei einem gebührenpflichtigen Parkplatz unterhalb einer gewaltigen Felswand. Er ist Ausgangspunkt eines Treppenwegs zum Slap Savice, dem Wasserfall der Sava Bohinjka, dessen Besichtigung zum Pflichtprogramm jedes Bohinjbesuchers gehört. Infolge dessen ist der vor mehr als 100 Jahren angelegte Steig zum stauanfälligen Trampelpfad verkommen, weshalb von seiner Benützung hiermit ausdrücklich abgeraten wird. Wer dennoch nicht darauf verzichten mag, berappt eine Weggebühr von rund einem Cent pro Treppenstufe und findet sich nach 30minütigem Anstieg in einer Art Käfig wieder, der das Publikum zu Sloweniens berühmtestem Sturzbach auf gebührenden Abstand hält. Über seine Fallhöhe bestehen unterschiedliche Auffassungen; die Angaben in den Reiseführern schwanken zwischen 51, 78 und 89 Metern. Kein Zweifel herrscht hinsichtlich seiner Schönheit, von der man sich aber auch auf den im Tal erhältlichen Ansichtskarten überzeugen kann.

Am Bohinjsko jezero (Wocheiner See)



France Prešeren hat dem Naturdenkmal mit dem Epos »Krst pri Savici« (»Die Taufe an der Savica«) im Jahr 1836 ein literarisches Denkmal gesetzt. Es beschreibt das letzte Gefecht einer kleinen Schar heidnischer Slawen gegen ihre christianisierten Volksgenossen in Bohinj im 8. Jahrhundert. Črtomir, die tragische Hauptfigur, will dabei bis zum letzten Atemzug »dem Väterglauben und der Göttin Živa nützen« (»za vero staršov, lepo bognjo Živo«), lässt sich aber nach verlorenem Kampfe – einem wahren Blutbad, das kein einziger seiner Gefährten überlebt – eines Besseren belehren und an der Savica zum Christen taufen. Seine überraschende Bekehrung – mit der Črtomir zum slowenischen Nationalhelden avanciert – ist allerdings weniger Ausdruck innerer Einsicht als ein Akt der Kapitulation. Denn der wahre Grund für seinen Sinneswandel liegt in der unerfüllten Liebe zu Bogomila, einer ehemaligen Priesterin, die ebenfalls zum Christentum konvertiert und ihm in der Folge jede irdische Liebe verweigert.

Verkehrserreger Nummer zwei ist die Gondelbahn auf den Vogel (sprich: Wogu). Sie befördert täglich Heerscharen von Touristen zur kühn angelegten Bergstation, von wo sich – das muss man den Betreibern zugestehen – eine phantastische Aussicht auf den Wocheiner See bietet. Kehrseite der Medaille sind das vergammelte Sporthotel, die hässlichen Gaststätten und mehrere Schlepplifte, die die ehemalige Alm im Winter in ein »Ski Center« verwandeln. Wer im Sommer das unverfälschte Naturerlebnis sucht, muss sich zwischen Liftstützen und Pulks von Ausflüglern 400 Meter höher kämpfen und den Panoramaweg zwischen dem Gipfel des Vogel, der Rodica und der Črna prst einschlagen. An klaren Tagen kann man von hier bis zur Küste sehen.

Schon 1915 wurden die Spodnje Bohinjske gore (Unteren Wocheiner Berge) mittels Seilbahnen befahren. Damals transportierten sie allerdings keine Touristen, sondern Soldaten, Waffen und Munition. Bohinj war mit dem Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg zum strategisch bedeutenden Hinterland geworden, über das die nördliche Isonzofront versorgt werden konnte. Die Eisenbahn, mit der in den Jahren vor dem Krieg die ersten Sommergäste angereist waren, wurde um eine Nebenbahn erweitert, die von Bohinjska Bistrica entlang des Wocheiner Sees bis Ukanc an der Westbucht führte. Hier befand sich die Verladestelle eines Personen- und Materialaufzugs, mit dem der Nachschub in die Berge erfolgte. Ließ man die Waggons anfänglich von Pferden ziehen, wurde die Feldbahn bald elektrifiziert, wofür die Armee ein eigenes Kraftwerk bauen ließ. Auf diese Weise kam auch die Zivilbevölkerung erstmals in den Genuss elektrischen Stroms. In den ersten Kriegsjahren erlebte die Region einen deutlichen wirtschaftlichen Aufschwung auf-

grund der Nachfrage nach Lebensmitteln, Holz und Dienstleistungen durch das Militär. Nach dem Krieg wurde die Feldbahn in den zivilen Dienst gestellt. Bis 1924 verkehrten auf der Strecke täglich fünf Personenzüge, zwei davon mit Postbeförderung. Heute führt entlang der ehemaligen Trasse ein Wanderweg.

Beim Ausbau der Bahnstrecke und der Seilbahn wurden Kriegsgefangene als Arbeitskräfte eingesetzt, vorwiegend russische Soldaten, die man unter unmenschlichen Bedingungen festhielt. In Bohinj befanden sich gleich mehrere der berüchtigten Lager. Viele Gefangene starben an Unterernährung oder Seuchen. Wer in den Bergen den Heldentod fand bzw. im Lazarett im Tal seinen Verwundungen erlag, wurde als »Verteidiger der Wochein« auf einem von drei großen Soldatenfriedhöfen bestattet. Zwei von ihnen können heute noch besichtigt werden, einer liegt unterhalb des Sessellifts zur Kobla, der andere an der Talstation der Gondelbahn zum Vogel.

Die älteste Seilbahn Bohinjs befindet sich in Soteska (dt. Talenge) am nordöstlichsten Zipfel von Bohinj und steht unter Denkmalschutz. Es handelt sich um einen Lastenaufzug aus dem Jahr 1882, der bis 1964 ohne jede Unterbrechung seinen Dienst versah. Das Besondere an der Konstruktion: Sie kam mit einem einzigen Stahlseil aus, das zugleich als Trag- und Zugseil diente. Das funktionierte, indem sich das Seil, gesteuert von einer pneumatischen Bremse, auf zwei kegelförmigen Trommeln selbst auf- bzw. abwickelte und so den Lastenkorb bewegte. Der überwand dabei 320 Höhenmeter und brachte pro Fahrt bis zu 35 Kubikmeter Holz ins Tal. Abnehmer war das Eisenwerk in Jesenice, von dessen technischem Direktor Lampert Pantz die geniale Erfindung stammte.

Soteska stellte lange Zeit das Nadelör am Weg von Jesenice nach Bohinj dar. Bis Mitte des 16. Jahrhunderts war das Gebiet vom Norden her nur über einen schmalen, teilweise in den Fels gehauenen Fußweg erreichbar. Dennoch lag es nicht außerhalb der Welt, gab es doch eine Straßenverbindung von Süden her in Form eines gut befestigten, mit Karren befahrbaren Saumweges über den Vrh Bače im Bača-Tal. Bohinj orientierte sich daher jahrhundertlang eher zum Küstenland hin als nach Gorenjsko (Oberkrain). Der Handelsweg existierte wahrscheinlich bereits in der Bronzezeit; nachgewiesen sind enge Kontakte zur eisenzeitlichen St.-Lucia-Kultur in Most na Soči im 8. bis 4. Jahrhundert v. Chr. Im Altertum gehörte die Region zu Noricum und belieferte die römische Provinz mit ihren Eisenerzeugnissen. Aus dieser Zeit stammt eine bei Bohinjska Bistrica entdeckte spätantike Schmelzhütte. In Nomenj (dessen Bahnstation vor 100 Jahren »Neuming« hieß) wurden



In Sredna vas v Bohinju

Überreste eines mittelalterlichen Hochofens gefunden, der der Heiligen Hemma von Gurk gehört haben soll. Frommen Pilgern wurden hier noch Anfang des 19. Jahrhunderts die Grundmauern ihres »Wohnhauses« gezeigt.

Einen Aufschwung erlebte die Eisenproduktion im ausgehenden Mittelalter. Das Erz stammte aus den umliegenden Hochebenen und wurde teilweise von deutschsprachigen Einwanderern geschürft. So soll etwa Nemški Rovt, Deutsch-Raut, von Bergknappen aus Tirol gegründet worden sein. Das Schmiedehandwerk wurde teilweise von »Italienern« ausgeübt. Die Köhler in den Wäldern werden sich im slawischen Dialekt unterhalten haben. Die wichtigsten Eisenhütten entstanden Mitte des 16. Jahrhunderts in Bohinjska Bistrica und Stara Fužina (früher auch Wocheiner Feistritz bzw. Althammer genannt) und arbeiteten bis Ende des 19. Jahrhunderts. Von den ständig wechselnden Eigentümern hinterließ Žiga (Sigismund) Zois Baron von Edelstein die meisten Spuren. Er erwarb 1777 die Betriebe und modernisierte die unrentabel gewordene Produktion. Außerdem sorgte er für eine Verbesserung der Verkehrsverbindungen, indem er u. a. die so genannte Teufelsbrücke über die Mostnica und die Straße nach Bled errichten

ließ. Damit konnten auf dieser Strecke erstmals Fuhrwerke eingesetzt werden. Mitte des 19. Jahrhunderts lieferten die Schmelzöfen bis zu 800 Tonnen Roheisen jährlich, das hauptsächlich zu Drähten und Nägeln verarbeitet wurde. Erst 1891, nach einem verheerenden Großbrand, endete die Ära der Eisenverarbeitung in Bohinj.

Zu nationaler Bedeutung brachte es Žiga Zois als Mäzen der slowenischen Literatur. So sammelte er die legendäre »Tafelrunde« (*omizje*) um sich, der bedeutende Dichter und Sprachforscher wie Anton Tomaž Linhart (1756–1795) und Jernej Kopitar (1780–1844) angehörten, die sich der Emanzipation und Weiterentwicklung der slowenischen Sprache verschrieben hatten. Linhart unternahm den Versuch, eine »Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slaven Österreichs« zu schreiben und damit die Einheit des gesamten slowenischen Volkes hervorstreichen. Kopitar verfasste die erste »Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark«, wobei er – wie damals üblich – sich und seine Landsleute abwechselnd als »Krainen, Slowenen, Slawen und Wenden« bezeichnete. (Erst Anfang des 19. Jahrhunderts begannen sich im Deutschen die Bezeichnungen Slowene und slowenisch durchzusetzen.)

Ganz der Aufklärung verpflichtet, förderte Zois auch die Naturwissenschaft. So unterstützte er den französischen Arzt, Bergsteiger und Botaniker Balthasar Hacquet, der seinen Mäzen im Namen einer seltenen Pflanze verewigte. Die Zois-Glockenblume, *Campanula zoysii*, ist heute streng geschützt und wächst u. a. auf dem Triglav, dessen Erstbesteigung im Jahr 1778 der Baron ebenfalls sponserte. (Zois selbst war zu diesem Zeitpunkt bereits an den Rollstuhl gefesselt, was vielleicht auch Rückschlüsse auf sein Motiv für die Finanzierung des ersten Flugversuchs mit einem Heißluftballon in der Österreichischen Monarchie 1794 zulässt.) In Ribčev Laz am Westufer des Sees hat man den Bezwingern von Sloweniens »heiligem« Berg ein Bronzedenkmal errichtet. Lovrenc Willomitzer, Luka Korošec, Stefan Rožič und Matija Kos heißen die Helden, und alle Slowenen, die auf sich halten und gesunde Beine haben, folgen ihrem Beispiel wenigstens einmal im Leben.

Die Expedition auf den Triglav war eine Sensation und wirkte als Initialzündung des Fremdenverkehrs in Bohinj. Schon bald reisten Herrschaften aus ganz Europa herbei, um sich von den Einheimischen auf den »Dreikopf« geleiten zu lassen. Der Berg verkörpert den alten slawischen Gott Terglov, der mit einem Haupt den Himmel, mit dem zweiten die Erde und mit dem dritten Kopf ein unterirdisches Reich beherrschte. So wurde das Bergsteigen für viele junge Männer zur zweiten Erwerbsquelle, zumal der Aufstieg anfänglich nur über die

»Südostroute«, also von Bohinj aus, möglich war. Erste Klettersteige wurden angelegt. Nicht zufällig ist Srednja vas Geburtsort des ersten slowenischen Alpenvereines im Jahre 1872.

Mit zunehmendem Nationalismus suchten die Bergsteiger neben dem Naturerlebnis auch den patriotischen Kick. So entbrannte um die Wende zum 20. Jahrhundert ein heftiger Kampf um die nationale Vorherrschaft auf dem Triglav. Jakob Aljaž, slowenischer Priester und leidenschaftlicher Alpinist, rief zum Widerstand gegen die drohende Vereinnahmung des Berges durch den Deutschen Alpenverein auf. 1895 gelang es ihm, auf der Spitze des Berges ein paar Quadratmeter Grund zu erwerben und dort einen »slowenischen« Unterstand zu errichten, jenen »eisernen Turm«, der noch heute auf allen Gipfelfotos zu sehen ist. Zur Erinnerung wurde eine große Schutzhütte nach dem Volkshelden benannt.

Auch die Ursprünge des Nationalparks gehen auf Bestrebungen zurück, den Triglav als nationales Symbol aufzuwerten. Bereits 1908 schlug der Naturwissenschaftler und Seismologe Albin Belar vor, das Triglav-Seental unter Naturschutz zu stellen, womit das erste Naturschutzgebiet Europas entstanden wäre. Der Plan fand aber erst 1924 seine Verwirklichung, als der »Slowenische Bergsteigerverein« das Tal käuflich erwarb und mit einem kleinen »Alpennaturpark« den Vorläufer des (1961 deklarierten und 1981 vergrößerten) Triglav-Nationalparks schuf. Die von heimischen Gastronomen angestrebte Errichtung einer Seilbahn auf den Gipfel des Triglav war damit endgültig vom Tisch. 1941, nach der Okkupation Sloweniens durch die Nazis, gab die Deutsche Reichspost eine Briefmarke heraus, die einen germanisierten »Tergleu« zeigte.

Nicht nur für den slowenischen Alpinismus, auch im Wintersport spielte Bohinj eine Vorreiterrolle. So kann Bohinjska Bistrica für sich in Anspruch nehmen, Sloweniens ältestes Schigebiet zu besitzen und 1914 das erste Schirennen des Landes durchgeführt zu haben. Hier wurde auch der erste Landesrekord im Schisprung aufgestellt, nämlich im Jahr 1921 mit einer Weite von neun Metern. Die größte Attraktion war zu dieser Zeit eine Rodelbahn namens »Belvedere«, die von der Kobla ins Tal führte. Tomaž Godec, dem Pionier des hiesigen Wintersports, ist sogar ein eigenes Museum gewidmet. Der gelernte Gerber gehörte in den 30er Jahren der jugoslawischen Schimannschaft an und trug mit seinen sportlichen Erfolgen und der Durchführung zahlreicher Sportveranstaltungen maßgeblich zur Förderung des Fremdenverkehrs in Bohinj bei. Als überzeugter Kommunist ließ sich Godec dabei vor allem vom Gedanken des Internationalismus leiten. Höhepunkt

seines Lebens war der März 1939, als sich an seiner Arbeitsstätte (dem heutigen Museum) unter der Führung von Josip Broz Tito das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Jugoslawiens konstituierte. 1941 schloss sich Godec der Befreiungsfront an, wurde aber bald an die Nazis verraten. Er starb am 19. April 1942 im KZ Mauthausen.

Der jugoslawische Kommunismus hat in Bohinj wenig Spuren hinterlassen. Nur in Bohinjska Bistrica, dessen Ortsbild die Antithese zur Lieblichkeit der Bohinjer Landschaft ist, stößt man da und dort auf den herben Charme realsozialistischer Zweckbauten. Die zentrale Busstation mit ihrer schäbigen Bar (wo es den grauenhaftesten Espresso Sloweniens gibt) und den blockhüttenartigen Kiosken könnte aus einem der ehemaligen Bruderstaaten im Süden stammen. Auch das leer stehende Gebäude vis-à-vis repräsentiert die Architektur des Sozialismus. Die »gute alte Zeit« beschwört ein Titobild hinter der Theke des schäbigen Bahnhofsbuffets. Aber so unansehnlich die Gaststätte auch sein mag, so gut erfüllt sie ihre Funktion als Kommunikationszentrum und Dorfkneipe.

Sv. Janez Krstnik in Ribčev Laz



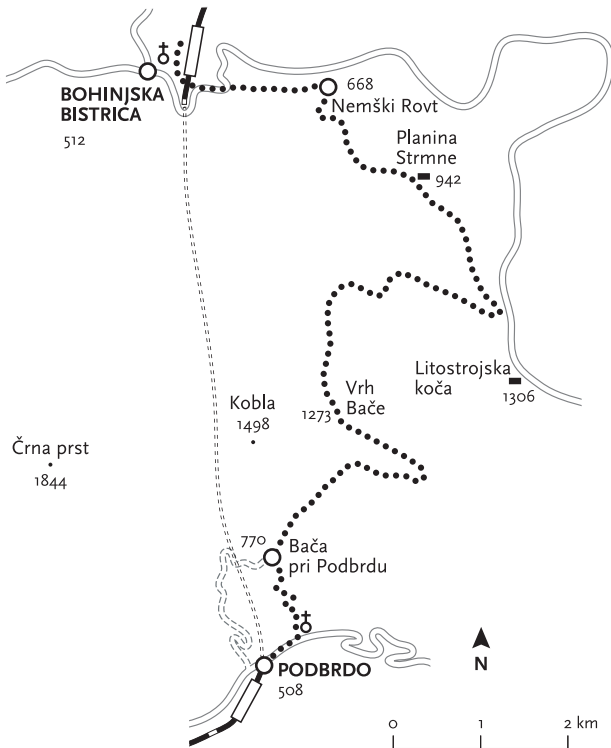
Wer auf der Suche nach »richtigen« Kulturdenkmälern ist, kommt andernorts eher auf seine Rechnung. Am bedeutendsten, obwohl es fast nichts zu sehen gibt, ist Ajdovski gradec, ein weiterer Schauplatz von Prešerens »Taufe an der Savica«. Es ist ein bewaldeter Hügel mit spärlichen Überresten einer spätantiken Fliehbürg. Ausgrabungen haben ergeben, dass der Ort schon vor etwa 3000 Jahren besiedelt war. Weitere Sehenswürdigkeiten sind die Kirchen von Sveti Duh und Ribčev Laz am Ufer des Wocheiner Sees. Letztere ist mittelalterlichen Ursprungs und hat etliche wertvolle Fresken aufzuweisen. Auf einem der üppigen Wandbilder sind Engel mit Kröpfen dargestellt, womit der unbekannte Künstler auf ein in Bohinj einst weit verbreitetes Leiden anspielte. Auch die Außenmauern sind bemalt; ein Fresko zeigt Johannes den Täufer in Gesellschaft einheimischer Bauern und Fischer. Ihren eigentlich Reiz gewinnt die Kirche aber aus der unmittelbaren Nachbarschaft zur malerischen Steinbrücke über die Sava Bohinjka an der Ostseite des Sees.

Noch lohnender ist die Besichtigung der profanen Baudenkmäler Bohinjs. Dazu gehören das an anderer Stelle bereits erwähnte *planšarski muzej* (Museum der Almwirtschaft) in Stara Fužina sowie die *Oplenova hiša* (Oplen-Keusche) in Studor. Beide sind Außenstellen des *Gorenjski muzej Kranj* und Teil der ungewöhnlich vielfältigen Museumslandschaft Sloweniens. Das Oplen-Haus repräsentiert ein für Bohinj typisches Langhaus, in dem sich Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach befinden. Es stammt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mutet aber mit seiner Schwarzküche und der primitiven Ausstattung fast mittelalterlich an. Beim Rundgang in Studor, dessen Häuser sich an den Fuß eines gleichnamigen, steil aufragenden Felskegels drängen, stößt man allenthalben auf altes Baugut. Mit dem Odar-Hof hat sich ein barockes Langhaus erhalten und mit dem romantischen, von bemoosten Steinmauern gesäumten Weg nach Stara Fužina ein Stück historischer Landart. Ein besonders kostbares Erbe findet sich am südlichen Ortsrand mit einem guten Dutzend so genannter *toplarji*, Doppelharpfen, aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Es sind dies offene Heuschuber, die zugleich als Unterstände für Geräte und Wagen dienten. Harpfen gelten als Wahrzeichen slowenischer bäuerlicher Architektur und wurden von den Bauern als Statussymbol betrachtet. Entsprechend kunstvoll wurden die komplizierten Fachwerkskonstruktionen ausgeführt.

Schöne *toplarji* besitzt auch das benachbarte Srednja vas, von dessen alten Wohnhäusern aber infolge eines Großbrandes nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch wenige in ihrer ursprünglichen Form

bestehen. Dennoch ist es vielleicht der freundlichste Ort im Oberen Tal. Liebevoll geschmückte Häuser (mit zahlreichen Fremdenzimmern) stehen dicht an dicht; eine Linde und ein Brunnen markieren den Dorfplatz; *mercator*, *frizer* und *gostilna* vermitteln das Bild eines intakten Dorflebens. Als Draufgabe gibt es einen Getreidespeicher aus dem Jahr 1604 und eine bis zu 50 m tiefe Trogschlucht oberhalb des Ortes zu besichtigen. Noch besser eignet sich Stara Fužina für einen längeren Aufenthalt. Auch hier ist man beim Dorfwirt gut aufgehoben und fügen sich die Häuser mit ihren üppigen Blumengärten zu einem angenehmen, wenn auch nicht ganz so unverdorbenen Ortsbild. Der wesentliche Vorteil besteht in der Lage: Von hier ist es nur ein Katzensprung bis zum Wocheiner See, und dieser stellt, soviel ist gewiss, alle Kulturdenkmäler von Bohinj in den Schatten.

Mit einer Länge von vier Kilometern und einer Fläche von etwa drei Quadratkilometern ist Bohinjsko jezero der größte beständige See Sloweniens. Seine außerordentliche Schönheit gewinnt er aus der dramatischen Umrahmung durch hohe, felsige Berge, die ihm einen fjordähnlichen Charakter verleiht, den fast unverbauten Ufern und dem glasklaren Wasser, das im Sommer angenehme Badetemperatur erreicht. Am schattigen Nordufer, das nur zu Fuß erreichbar ist, findet man selbst in der Hochsaison noch stille Plätze. Nicht ganz so beschaulich ist die Fahrt mit dem elektrisch betriebenen Ausflugsschiff, bei der man mit Informationen über den See beschallt wird. Dabei erfährt man, dass der Wasserspiegel nach längeren Regenperioden bis zu drei Meter ansteigen kann. Dann wird der See nicht nur aus der Savica gespeist, sondern ergießt sich das Wasser auch aus mehreren temporären Sturzbächen. Der Govic im Nordwesten hat im Laufe der Zeit so viel Geröll abgelagert, dass eine kleine Halbinsel mit besonders schönen Rastplätzen entstanden ist. Auch am Zufluss der Savica am Westufer hat sich eine Schotterbank herausgebildet. Es ist ein magischer Ort. Bleiche Äste ertrunkener Bäume ragen aus türkisgrünem Wasser; furchtlose Fische patrouillieren am jähem Übergang zum tiefschwarzen Abgrund. Wer hier am Abend, wenn kein Auto mehr zu hören ist, den länger werdenden Schatten der Erlen zusieht und den langsam über dem Fluss aufziehenden Silbernebel beobachtet, könnte in Versuchung geraten, die eingangs geschilderte Legende für bare Münze zu nehmen.



VII Der Übergang

WANDERUNG VON BOHINJSKA BISTRICA NACH PODBRDO

Bis zum Bau der Wocheinerbahn vor hundert Jahren führte der kürzeste Weg von Bohinj nach Süden über den Vrh Bače, einen knapp 1300 m hohen Sattel östlich der Kobla. Nach dem Ersten Weltkrieg befand sich hier der Grenzübergang vom SHS-Staat nach Italien, wovon verfallene Bunkeranlagen und die Ruine einer Soldatenunterkunft zeugen.

Der Anstieg zum alten Pass führt über Nemški Rovt, das auf Bohinj hinunterblickt, und die Strmne-Alm, wo man ein letztes Mal inneralpine Luft atmet. Jenseits des Kammes, der auch die Wasserscheide zwischen Schwarzem und Mittelmeer darstellt, beginnt die Primorska, das Küstenland. Kaum bis zur Baumgrenze reichen die Gipfel im Süden –

hoch genug, die Sicht zur Adria zu verstellen, aber zu unerheblich, dass sich nicht ein Gefühl der Weite einstellen würde. Auch die Vegetation mit unverkennbar mediterranen Anflügen trägt dazu bei, dass man das Meer schon fast zu riechen meint.

Der Vorgeschmack währt allerdings nur kurz. Viel zu eng und ohne jede Aussicht liegt Podbrdo am Südportal des Eisenbahntunnels. Der Abstieg erfolgt über kunstvoll angelegte Saumpfade – anfänglich im Steilhang mit prächtiger Aussicht, später im dichten Wald, der sich auf halber Höhe noch einmal öffnet: Bača, ein winziges Bergbauerdorf, lädt zum Verweilen. Ohne Sichtkontakt zum Tal kleben die auffallend kleinen Häuser am Hang. Man besichtigt den Ort und freut sich auf den kommenden Tag, der dem Besuch der nicht minder reizvollen Nachbardörfer vorbehalten ist.

ANMERKUNGEN: Mittelschwere Wanderung. An- und Abstieg: 750 m. Länge: 15 km. Gehzeit: 5,5 Stunden. Karte: Izletniška karta Škofjeloško in Cerkljansko hribovje, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije.

WEGBESCHREIBUNG: Man folgt vom **Bahnhof Bohinjska Bistrica** der Triglavska cesta in südlicher Richtung (Wegweiser »Soriška planina«), geht nach 300 m bei einer Gabelung geradeaus und unterquert die Bahn. Man gelangt zu einer Kreuzung und geht links (Wegweiser »Škofja Loka«). Man passiert ein Sägewerk und wendet sich beim darauf folgenden Haus Nr. 46 halbrechts in einen ansteigenden Waldweg. Achtung: Man folgt dabei NICHT dem markierten, etwas weiter rechts verlaufenden Weg Richtung »Soriška planina«! Anstieg im Wald auf schmalem, aber deutlichem Wege. Nach etwa 10 Min. gelangt man zu einem breiten Querweg; man geht geradeaus auf einem Wiesensteig, der sich kurz darauf mit dem breiten Weg vereinigt. Weiter bergauf bis zur einem Querweg, auf diesem nach rechts bis zum Ortsrand von **Nemški Rovt** (0:30 Std.). Schöne Blicke.

Man folgt der Dorfstraße etwa 200 m bis zum Haus Nr. 8, wo man sich nach rechts in ein Sträßlein wendet, das gleich darauf in einen Feldweg übergeht. Nach 70 m wird eine Abzweigung nach links ignoriert. Gut 5 Min. auf fast ebenem Wege in südwestlicher Richtung bis zu einer abschüssigen Wiese mit Hochsitz und **Holzschuppen**, auf welcher sich ein Markierungspunkt befindet. Hier wendet man sich nach links und steigt über eine Wiese bis zum Waldrand steil an. Weiter auf markiertem Weg über eine bewaldete Steilstufe (200 Höhenmeter) bis zur **Planina Strmne** (1:15 Std.). Mehrere große Lichtungen, verstreute Almhütten.

Man passiert das Haus Nr. 50a und folgt der Markierung weiter bergauf. Nach etwa 15 Min. kreuzt der markierte Weg einen breiten Forstweg. Nach 20 Min. eine weitere **Kreuzung**, knapp unterhalb eines Sattels. Hier wendet man



sich, die Markierung verlassend, nach rechts in einen Fahrweg (wer diese Abzweigung versäumt, stößt kurz darauf auf die Asphaltstraße zur Litostrojska kočā). 60 Min. auf breitem, fast ebenem Weg bis zu dessen Ende. Man steigt kurz zum **Vrh Bače** an und von dort ca. 100 m zu einer **Hütte** ab (3:30 Std.). Schönes Panorama.

Man wendet sich nach links (Wegweiser »Porezen«). NICHT den steil abfallende Weg nach Bača nehmen! Der markierte Weg steigt kurz an, um sich bald in einen Wald zu senken. Abstieg zum »**Lovčev bivak**« (4:00 Std.).

Rechts an der Hütte vorbei, der Weg gabelt sich, man geht geradeaus, weiter im Wald bergab. Deutliche Markierung. Nach 10 Min. kreuzt man einen breiten Weg, weiter bergab (an dieser Stelle fehlt die Markierung). Nach einer Viertelstunde passiert man eine Stempelstelle, um bald darauf – nachdem man in Sichtweite eines Bauernhofes eine (markierte) Abzweigung nach links ignoriert hat – in **Bača** einzutreffen (4:45 Std.).

Bei der ersten Kreuzung geradeaus bis zur **Kirche Sv. Lenart** (lohnend: ein kurzer Abstecher nach rechts). Links an der Kirche vorbei, auf markiertem Weg steil bergab bis zu einem Sträßchen, auf diesem nach rechts bis zur Hauptstraße. Man geht rechts und durchschreitet **Podbrdo** (5:15 Std.). Weiter auf der Straße talauswärts bis zum **Bahnhof** (5:30 Std.).

Transalpina: Zug zum Meer

Wer das erste Mal mit den drei Bahnen, der Karawanken-Bahn, der Wocheiner Bahn und der Karst-Bahn fährt, wird ein heimeliges Gefühl empfinden. Wie in kindlichen Träumen winden sich die Gleise durch Tunnels und über Brücken nach Süden. Diesellokomotiven aus dem Modellbahnkatalog ziehen knarrende Waggons. Die alten Bahnhofsgebäude, die Schuppen und die Wohnhäuser der Eisenbahner stehen vertraut beieinander. Fahrkarten werden von lärmenden, altertümlichen Maschinen ausgestellt. Wenn eine Weiche zu stellen ist, fährt der Weichensteller auf seinem Fahrrad den Bahnsteig entlang. In den Buffets treffen sich die wartenden Fahrgäste. Im Bahnhofsbuffet von Jesenice, »in einer der mit Holz verkleideten Nischen«, hat der junge Peter Handke die vorgedruckte Speisekarte studiert, die in fast allen jugoslawischen Gaststätten auslag. Die Wocheiner Bahn und ihre Umgebung sind Plätze von Erinnerungen, die sein Buch »Die Wiederholung« aufzeichnet.

Eben nicht die Hochgeschwindigkeitstrassen der Gegenwart, nicht die von Sicherheitsdiensten sauber gehaltenen Ankunftshallen und Einkaufszentren, sondern Bahnen und Bahnhöfe wie diese lassen an fast vergessene Bilder denken: der Nachtzug mit seinen Kurswagen nach Rom und Marseille, dem das kleine Kind fasziniert nachschaute, die Vertrautheit mit immer denselben Häusern, an denen man morgens vorbeifuhr, die mobilen Süßwarenhändler am Bahnhof, die versammelten Gastarbeiter, die gar nicht abreisen wollten, sondern bloß auf die Gleise blickten und sich dabei mit ihren Herkunftsorten verbunden fühlten. Alte Bahnen wie diese haben etwas Geheimnisvolles und Phantastisches, etwas Mystisches. Nirgendwo anders als in einem Nachtexpress kann jene unglückliche Geschichte geschehen, die Heimito von Doderer in seinem Roman »Ein Mord, den jeder begeht« erzählt. Und wo kann ein Ziel intensiver erwartet werden als im Zug? Vielleicht standen George Tabori die letzten Kilometer der Karst-Bahn vor Augen, als er in seiner Erzählung »Die Gefährten zur linken Hand« schrieb: »Gleich würde das berühmte Panorama auftauchen, der Steilhang zum Meer (...) nach acht Stunden Fahrt endlich das Meer.«

Aber eine alte Eisenbahn ist nicht nur im phantastischen oder literarischen Sinn ein Mythos. Ein Mythos kann als System von Zeichen interpretiert werden, das sprachlich, aber auch materiell ist. Die Funktion dieses Zeichensystems besteht darin, einen gemeinsamen Raum und eine gemeinsame Zeit, also die Einheit einer Gemeinschaft, zu gründen und immer wieder neu zu reproduzieren.

In Bezug auf die Geschichte der Eisenbahn kann diese Definition fast wörtlich genommen werden. Wenn die Eisenbahn für Heinrich Heine die »Elementar begriffe von Raum und Zeit« hat schwankend werden lassen,

so betrifft das die Erfahrung der Geschwindigkeit. Es gilt aber auch und gerade im materiellen Sinn. Denn die Räume der aufkommenden Nationalstaaten werden durch die ersten Eisenbahnen tief greifend verändert und dadurch erst wirklich zusammengeschlossen: »Die Normandie, die ebenso wie die Bretagne zur Ligne de l'Ouest gehört«, heißt es in einer Zeitschrift von 1839. Die lokalen Uhren, die oft stark voneinander abwichen, stellt man bald nach der Bahnhofsuhr und diese nach Präzisionsuhren, die in den Zügen mitgeführt werden. Gleise und Telegraphenleitungen schaffen ein Territorium, dessen Karte immer weniger einem Patchwork mit seinen Flecken und immer mehr einem Körper gleicht. Nicht zufällig konzipierte der Nationalsozialismus die deutschen Autobahnen, scheinbar auch nur ein Verkehrssystem, als Schlagadern »des rasch und kraftvoll pulsierenden Blutkreislaufs des deutschen Volkskörpers«, wie es in einer Jubelbroschüre heißt, also als Mythos im Sinne der genannten Definition. Wer würde aber heute noch von »zahlreichen kühnen Bauwerken« sprechen wie in einem Prospekt zur Wocheiner Bahn? Selbst der Eisenbahntunnel unter dem Ärmelkanal gehört einer anderen Zeit an.

Die Diskussionen von Zeitgenossen belegen die mythische Funktion, die der Eisenbahn einmal zugeschrieben wurde. Das gilt für die Karawanken-Bahn, die Wocheiner Bahn und die Karst-Bahn in besonderer Weise. In den zahlreichen Eingaben und Broschüren, Zeitungsartikeln und Büchern, die ihre Planung begleiten, wird aufgeregt argumentiert. Das Projekt ist kein bloß technisches oder ökonomisches Vorhaben. Es war südlicher Teil der »Neuen Österreichischen Alpenbahnen«, deren Bau der Reichsrat im Jahr 1901 beschlossen hatte. 1905 war der Tunnel bei Bohinjka Bistrica, 1906 die ganze Wocheiner Bahn fertig. Die Strecke von Schwarzach-St. Veit nach Triest eröffnete Erzherzog Franz Ferdinand mit einer feierlichen, fast zeremoniellen Fahrt. Der Name »Neue Österreichische Alpenbahnen« verrät seine Bedeutung als politisches, ja kulturelles Projekt. Es geht um den Zusammenschluss eines auseinander strebenden Territoriums, durch ungeheure Hindernisse, die das Gebirge auftürmt, und hin orientiert auf ein Ziel, das mehr ist als ein bloßer Endbahnhof. »Wien-Triest, das war die Südbahn. Das war das Rückgrat einer Sehnsucht, die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren wurde«, schreibt Ernst Molden. Die Bahn in den Süden bezog die Ebenen und Berge, die Orte und Landschaften der österreichisch-ungarischen Monarchie auf das Meer. Vom Meer aus sollte eine Identität zurückgespiegelt werden, um einem ethnischen und sozialen Gemisch die Konturen einer Nation zu geben.

Dementsprechend verfolgt das Projekt volkswirtschaftliche, das heißt nationale und ökonomische Interessen zugleich. Die existierenden Verbindungen in den Süden über Ljubljana waren in der Hand von Privatgesell-

schaften, die ihre Trassenführung am kurzfristigen Gewinn ausrichteten. Das entschied oft über Gedeih oder Verderb von lokalen Industrien. Der Niedergang der Sensenindustrie im oberösterreichischen Steyertal, das teuer zu erschließen war und daher von der Bahn zunächst umfahren wurde, ist dafür ein Beispiel. Im Zeitalter der Privatisierung öffentlicher Güter mutet das Argument aus dem Jahr 1896 zugleich anachronistisch und aktuell an, erst durch den Bau einer staatlichen Verbindung nach Triest würde »... es der Staatsverwaltung, unter Aufrechterhaltung ihrer Würde, möglich sein, sich von Cartellen, Frachtenbündnissen und anderen, den freien Verkehr hemmenden Verträgen mit Privatbahnen endlich loszumachen, und die directe Ein- und Ausfuhr der Monarchie nach Belieben und Bedürfnis zu regeln.«

Der Gegensatz zwischen Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft kann noch heute an der Qualität der Bauten abgelesen werden: Während sich die heute still gelegte Verbindung von Tarvisio nach Jesenice wie fast alle Privatbahnen aus Kostengründen in engen Kurvenradien der Landschaft anpasste und zum Teil über Holzbrücken verlief, erlaubt sich die Wocheiner Bahn den Luxus des größten gemauerten Brückenbogens der Welt, dessen 85 Meter Lichtweite sie noch immer bei Solkan überquert. Als diese und alle anderen Brücken fertig waren, konnte man in nahezu der gleichen Reisezeit aus Prag und den böhmischen Industriegebieten entweder über Wien-Südbahnhof und Graz oder über Wien-Westbahnhof, Amstetten, Villach und schließlich auf den drei Bahnen nach Triest reisen.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass Ingeborg Bachmann erste Sätze ihres Gedichts »Böhmen liegt am Meer« im Zug notiert hat, nämlich während sie aus Berlin kommend in Prag einfuhr. »Ich muß gelebt haben in diesem Haus zu verschiedenen Zeiten, denn ich erinnere mich sofort, in den Gassen von Prag und im Hafen von Triest«, sagt sie in einem Interview. Aber Ingeborg Bachmann geht es weder um die österreichische Nation noch um ein nostalgisch erinnertes »Mitteleuropa«. Hans Holler zitiert ihre Äußerung, das Gedicht handle von ihrer Heimkehr, aber nicht von »einer geographischen Heimkehr, sondern einer geistigen Heimkehr«. Und während der nationale Mythos ein Territorium gründet, bleibt hier die Spannung zwischen Bodenlosigkeit und Boden auf das Äußerste zugespitzt: »Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder. / Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.«

Die ersten Passagiere der drei Bahnen, von denen einige tatsächlich im Kurswagen von Prag nach Triest saßen, hatten ein konkreteres Ziel, aber ebenso intensive Gefühle. Von weit her durchquerten sie die Alpen, nach Bohinjaska Bistrica den 6336 Meter langen Tunnel, und tauchten in eine sehnsüchtig ausgemalte Welt ein, die ganz anders war und doch die



Autoreisezug in Bohinjška Bistrica

ihre: »Aber wie hat sich alles verändert! Sind wir verwunschen? Sind wir ins Märchenreich versetzt, in eine Feenoper? Der Süden steht da und bekränzt uns mit seinen Blumen, seinen Lorbeern, der blaue Himmel fächelt mit leichter Hand laue Lüfte zu uns, die wir vor wenigen Stunden in der Gletscherluft erschauerten. Ein neues Wunderland ist um uns, fremde Tracht und fremde Häuser, Dörfer und Kirchen von ungewohnten und uns geschichtlich doch so vertrauten Formen«, heißt es in einem Bahnführer der Zeit, ein Literaturtyp, der vorab beschrieb, was später zu sehen sein würde. Und wenn, nun schon mit der Karst-Bahn, der letzte Berg durchquert ist, heißt es in einem anderen Führer: »Bei der Ausfahrt überrascht den Reisenden der Anblick des Meeres, eine großartige Aussicht liegt vor ihm; ... man übersieht den ganzen vom Zauber des Südens umwobenen Golf«.

Noch heute verbinden die drei Bahnen Gegensätze zur Erzählung einer Reise in den Süden. Zwischen Jesenice und Bohinjška Bistrica führt die Strecke durch die Alpen. Vor dem Ersten Weltkrieg brachten eigene Wintersportzüge die Triestiner zu den Eislaufplätzen und Rodelbahnen einer Gegend, die lange abgeschlossen und einsam gewesen war. Im Sommer blickten die Bergsteiger auf die Wochenendtouristen herab. Schon 1906



Wocheiner Bahn bei Blejska Dobrava

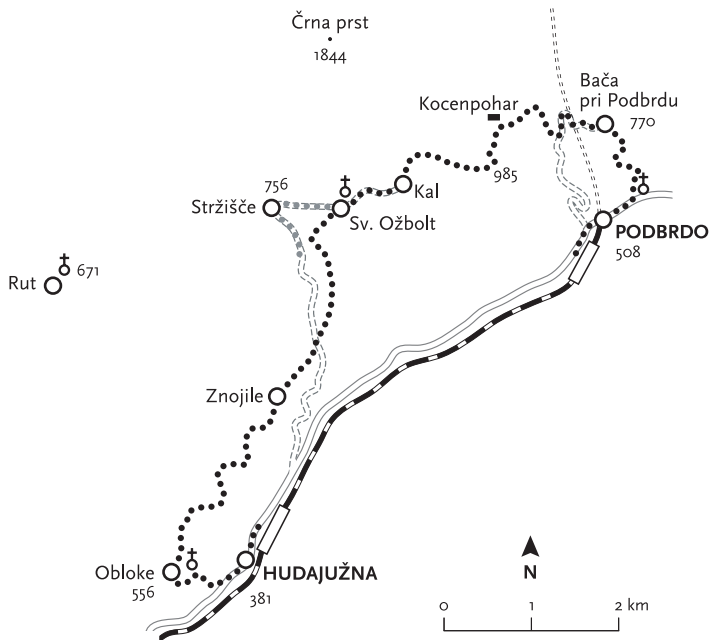
wird von der nationalen Konkurrenz zweier Alpenvereine, eines slowenischen und eines deutschen, berichtet. Der Tunnel zwischen Bohinjska Bistrica und Podbrdo durchquert nach wie vor eine Schwelle. Sie kann mit dem Auto nur sehr mühsam umfahren werden. Ein Autoreisezug transportiert die wenigen Fahrzeuge. Ruckelnd geht es in den dunklen Tunnel. Dem Klischee der südlichen Lebensart entsprechend schaut niemand so genau hin, wenn man aussteigt und den Tunnel neben dem Auto stehend durchquert: ein Erlebnis wie in der Geisterbahn. Vielleicht sieht man den Geist eines der zahlreichen Arbeiter, die beim Bau verunglückt sind? Ihre Entbehrungen waren groß. Weil es an Wasserkraft fehlte, wurde von Süden her anfangs mit der Hand gebohrt. Wer den Zug gleich nach dem Tunnel an der ersten Entladerampe verlässt, versäumt das Beste. Lärmend rast der Zug noch eine halbe Stunde bergab. Während man die Handbremse fester zieht, durchheilt man eine grandiose Szenerie. In Most na Soči, wo nach umständlichen Manövern die zweite Entladerampe erreicht wird, ist schon die Soča nahe. Vegetation und Architektur kündigen den Süden an. Im Karst nach Gorizia, einer nur scheinbar flachen Landschaft, geht die Bahn über viele zugeschüttete Dolinen. »Wird das Meer mit seinen mannigfaltigen Erscheinungen einem Epos verglichen, so kann das Karstland

als der steinerne Prolog dazu gelten«, heißt es in einem Text von 1906. Die Topographie zwang schließlich zu jenem weiten Bogen, der den Golf von Triest zur Szenerie werden ließ. Heute fährt man, wenn in Sežana einer der wenigen Anschlusszüge erreicht wird, vom Nordwesten her in den Hauptbahnhof ein. Der ursprüngliche Endbahnhof in Triest, südlich an der Via Ottaviano Augusto gelegen, ist längst aufgelassen und ein reizvoll verwaorlostes Eisenbahnmuseum.

Wider Erwarten brachten die Wocheiner- und die Karst- Bahn nie einen nennenswerten volkswirtschaftlichen Gewinn. Der baldige Niedergang war in sie schon eingebaut. Auf die Trassenführung hatte auch das Militär großen Einfluss genommen, und so nahm sie den Verlauf der späteren Isonzofront im Hinterland vorweg: Eine »Aufmarschlinie von allergrößter Wichtigkeit«, wie es in einer Denkschrift heißt. Waffen, Truppen und Proviant kamen mit der Bahn an die Front. Aber dann trug die Bahn zu einem schnelleren Kriegsende bei: Für die 12. Isonzoschlacht im Sommer 1917, in deren Verlauf die österreichischen Truppen mit Hilfe von Giftgas bis an den Piave durchbrachen, wurde ungeheuer viel Material herangeschafft. 70 Prozent der insgesamt verfügbaren Güterwagen waren militärisch belegt. Die Ernte des Sommers blieb in den Dörfern. In der Monarchie brach eine Hungersnot aus, die den letzten Willen zum Krieg erstickte.

Das Stahltor an der Nordseite des Tunnels bei Bohinjka Bistrica erinnert an alte Grenzziehungen. Nach dem Ersten Weltkrieg verlief hier die Grenze zwischen Italien und Jugoslawien, später, ab 1941, die Linie zwischen dem deutsch und dem italienisch besetzten Teil. Dies und dann die Isolation des kommunistischen Jugoslawien schnitten nicht nur Triest vom Hinterland und das Hinterland vom Meer ab, sondern konservierten auch die drei Bahnen in ihrem Zustand. Noch zwei Mal kam zumindest die Wocheiner Bahn zu internationalen Ehren: Sie wurde 1968 nach einem Brückeneinsturz und vor allem 1976, nach dem großen Erdbeben in Friaul, als Ausweichlinie für Expresszüge genützt. Heute, nach dem EU-Beitritt Sloweniens, erscheint das alte Argument wieder aktuell, der Umweg über Udine nach Triest wäre eine »europäische Groteske«. Vielleicht sind die drei Bahnen einmal Bestandteil einer neuen »Transalpina« von Böhmen bis ans Meer? Die Weichensteller auf ihren Fahrrädern allerdings werden dann selbst zu einem Mythos geworden sein.

Wilhelm Berger



VIII Bei den »Tirolern«

WANDERUNG VON PODBRDO NACH HUDAJUŽNA

VORSCHAU: Beim Blick auf die Landkarte fällt die Häufung deutscher Flur- und Vulgonamen wie Špic, Kogel oder Kocenpohar nordwestlich von Podbrdo auf. Sie gehen auf das 15. Jahrhundert zurück, als Bauern aus Tirol in die Gegend einwanderten und die unzugänglichen Hänge über dem Bača-Tal besiedelten. Ihre ebenso malerischen wie architektonisch eigenwilligen Dörfer sind die Glanzpunkte dieser Etappe. Zum einzigartigen Landschaftserlebnis tragen aber auch die steilen Bergwiesen und die einsamen Wälder unter den Felswänden der Črna prst bei. Ein Teil der Route folgt der *Slovenska lovška pot*, einem von der slovenischen Geologischen Gesellschaft markierten Weitwanderweg.

ANMERKUNGEN: Mittelschwere Wanderung. Anstiege: 650 m. Länge: 15 km. Gehzeit: 5 Stunden. Karte: Izletniška karta Škofjeloško in Cerkljansko hribovje, 1:50.000, Geodetski zavod Slovenije.

WEGBESCHREIBUNG: Man geht vom **Bahnhof Podbrdo** zur Hauptstraße, wendet sich auf dieser nach rechts und gelangt ins Ortszentrum. Unmittelbar vor der Kirche biegt man nach links in ein Sträßchen. Bald endet der Asphalt; man nimmt eine Abzweigung nach links (Wegweiser »Vrh Bače«). Steiler Anstieg auf markiertem Weg bis zur Kirche von **Bače** (0:45 Std.). Weiter bergauf zum ersten Bauernhof, dann auf einem Asphaltsträßchen nach links (gelbrote Markierung). Man passiert einige Häuser und folgt der sich senkenden Straße in den Wald. 10 Min. nach dem letzten Haus verlässt man die Straße, indem man sich scharf nach rechts in einen geschotterten Fahrweg wendet (Markierung). Man folgt diesem bis zum Haus vulgo Kocenpohar (1:15 Std.), dessen Rotwild-Gehege man durchschreitet. Weiter der Markierung folgend bis zum Haus Nr. 28, dann 30minütiger steiler Anstieg im Wald bis zu einem **Sattel** (1:45 Std.).

Man wendet sich halbrechts und gelangt nach steilem Abstieg nach **Kal** (2:15 Std.). An der Kreuzung im Ort schlägt man den Fahrweg nach Stržišče (Wegweiser) ein. Nach 15 Min. steigt man nach rechts über einen Treppenweg zur Kirche **Sv. Ožbolt** an. Man verlässt den Friedhof durch den Seiteneingang und folgt einem schönen Hangweg bis zur Straße, auf dieser nach rechts. Nach 50 m biegt man

In Kal





Sveti Ožbolt und Stržišče

scharf nach links und folgt, das Dorf durchschreitend, einem sich senkenden Sträßchen bis zum Haus Nr. 25. Rechts steil bergab in eine betonierte Fahrspur, die sogleich in einen Feldweg übergeht. Nach 100 m eine Gabelung; man geht links. Der Weg scheint sich zu verlieren, man wendet sich nach rechts und steigt in der Falllinie bis zu einem Querweg am unteren Rand des Wiesenhangs ab. Hier geht man rechts, quert kurz darauf einen **Bach** und folgt dem Weg rechts oberhalb eines schluchtartig eingeschnittenen Grabens talauswärts. Nach gut 20 Min. erreicht man eine breite Asphaltstraße, quert diese und steigt auf einem Sträßchen (Wegweiser) 10 Min. bis **Znojile** an (3:15 Std.). Am Ortsbeginn eine Gabelung, man geht rechts (nicht ohne zuvor den Weiler besichtigt zu haben). Wegweiser »Obloke«.

10 Min. Anstieg im Wald bis zu einer Gabelung (zuvor hat man eine verwachsene Abzweigung nach links ignoriert), man hält sich links. Angenehmer Weg, anfänglich fast eben, später steil bergab. Zwei Einmündungen von links werden ignoriert. Man erreicht die ersten Häuser von **Obloke** und folgt einem Fahrweg bis zur **Kirche Sv. Trije kralji** (4:30 Std.).

Von der Kirche steigt man rechts einer verfallenen Harpfe über einen alten Weg zu einem Betonsträßchen ab; auf diesem nach rechts bis zu einer Querstraße. Man wendet sich nach links und wandert bergab bis **Hudajužna** (4:45 Std.). An der Hauptstraße nach links. Bei der darauf folgenden Abzweigung geht man rechts, um kurz darauf den **Bahnhof** zu erreichen (5:00 Std.).

Baška grapa: Hinter den sieben Bergen

Die Baška grapa ist so unbekannt wie das Soča-Tal berühmt. Was Unbedarfte mit italienischem Tresterschnaps assoziieren, benennt ein von der Bača, zu deutsch Fetsche, geschaffenes Flusstal samt den darüber liegenden Terrassen. Der »Graben« nimmt südlich der Wocheiner Berge seinen Anfang und schlängelt sich 30 Kilometer in südwestlicher Richtung der Idrija entgegen, die sich nur zwei Kilometer weiter mit der Soča vereint. Mag es auch der Fluss hinsichtlich Klarheit und türkisgrüner Färbung nicht mit der Soča aufnehmen, hat sein Tal doch eine Reihe bemerkenswerter Naturschönheiten zu bieten. Vor allem die tief eingeschnittenen Seitenarme wie die dunkle Trogschlucht am Kocenpoh oder die vielen Wasserfälle zwischen Hudajužna und Koritnica halten jedem Vergleich stand.

Denn eines ist die Baška grapa mit Sicherheit: eng. Von ein paar schmalen Wiesenstreifen abgesehen, bietet das Tal kaum Platz für landwirtschaftliche Flächen. Das ist wohl der Grund, warum sich von den 24 Ortschaften nur sechs am Talboden befinden. Die übrigen Siedlungen liegen ein oder gar zwei Stockwerke höher, also oberhalb der steilen und bewaldeten Hänge links und rechts des Flusses. Die meisten von ihnen haben keinen Sichtkontakt zum Tal, weshalb man als Autofahrer, der der Straße neben dem Fluss folgt, den Eindruck einer amorphen und fast unbesiedelten Gegend gewinnt. Was aus dieser Perspektive kaum zum Zwischenstopp einlädt, erweist sich für den Wanderer aber bald als höchst lohnendes Gebiet.

Wer die Baška grapa über den Vrh Bače, einen 1273 m hohen Sattel westlich der Kobla, also von Norden her kommend, betritt, überschreitet damit gleich mehrere Grenzen: Erstens die Wasserscheide zwischen Soča- und Save-Gebiet, also zwischen dem Mittel- und Schwarzen Meer. Zweitens wechselt man von einer Vegetationszone in die andere. Herrscht nämlich jenseits des Passes noch Gebirgsklima, wird das Wetter diesseits viel stärker von der Adria beeinflusst. Botaniker freuen sich hüben über das Vorkommen des Türkenbunds und geraten drüben über die Kurzhaarige Nabelmiere in Verzückung. Selbst dem Laien fällt der plötzlich auftretende »mediterrane« Bewuchs auf. Die naturräumliche Grenze entspricht drittens dem Übergang zwischen Gorenjska, der Oberkrain, und Primorska, dem Küstenland. Es handelt sich dabei um Landschaftsnamen aus der Zeit der Monarchie, die in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind, ohne dass sie geographisch je genau definiert worden wären. (Auch Prekmurje, Übermurgebiet, oder Goriško, Görz und Gradiška, sind solche »ungefähren« Gebietsbezeichnungen. Außerdem über-

schreitet man am Vrh Bače auch eine alte politische Grenze. Sie wurde im November 1920 zwischen Italien und dem SHS-Staat festgelegt und bestand bis 1941. Grundlage war der Vertrag von Rapallo, durch den unter anderem Görz, Istrien, Triest und Teile Krains dem Königreich Italien zugesprochen wurden. So fanden sich rund 300.000 Slowenen plötzlich als italienische Staatsbürger wieder und wurde das Bača-Tal über Nacht ein Teil Julisch Venetiens.

Mit den Minderheitenrechten, die man den Slowenen vor der Grenzziehung versprochen hatte, war es allerdings nicht weit her. Schon bald setzte auf allen Ebenen eine behördlich forcierte Italianisierung ein, die von nationalistischer Propaganda und faschistischem Terror begleitet wurde. So wurden zahlreiche slowenische Einrichtungen geschlossen und mehrere Kulturhäuser niedergebrannt; in manchen Ortschaften kam es gar zu pogromartigen Übergriffen. Wer in der Öffentlichkeit slowenisch sprach, setzte sich der Gefahr schwerer Misshandlungen aus. Eine Spezialität italienisch-nationalistischer Rollkommandos bestand darin, Slowenenfunktionäre durch die öffentliche Verabreichung von Rhizinusöl zu demütigen. In Hudajužna, in der Mitte der Baška grapa, erinnert eine verblasste Trattoria-Aufschrift an die Zeit der Zugehörigkeit des Tales zu Italien.

Nicht alle Slowenen nahmen die nationale Unterdrückung widerspruchslos hin. Mitte der 1920er Jahre gründeten junge slowenische Revolutionäre den anti-italienischen Geheimbund TIGR (die Abkürzung für Trst, Istra, Gorica, Reka) und damit die erste antifaschistische Bewegung Europas. Die Gruppe hielt sich nicht lange mit politisch-agitatorischen Aktivitäten auf, sondern schlug bald eine härtere Gangart ein. Sie setzte italienische Schulen und Kindergärten in Brand und verübte mehrere Morde an so genannten Konfidenten. Den größten »Erfolg« feierte TIGR mit einem Bombenattentat auf die Redaktion des faschistischen »Il Popolo di Trieste« im Jahre 1930. Die Staatsgewalt beantwortete den Anschlag mit einem Schauprozess gegen 18 »slawische Terroristen«, von denen vier zum Tode verurteilt wurden.

Dass es in der Hochblüte des Nationalismus mit den nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Italien und Jugoslawien nicht zum Besten stand, liegt auf der Hand. Das gegenseitige Misstrauen manifestierte sich schließlich im Bau einer »Mauer« entlang der italienisch-jugoslawischen Grenze durch die SHS-Armee. Die Rupnik-Linie, wie der militärische Verteidigungsgürtel nach ihrem Kommandeur benannt wurde, bestand aus einer dichten Kette aus Festungen und Bunkeranlagen, von denen viele noch heute zu sehen sind. Auch am Vrh Bače können die Reste einer Festungsanlage sowie alte Soldaten-

unterkünftete besichtigt werden. Obwohl die Planung für die Verteidigungslinie schon Mitte der Zwanziger Jahre begann, nahm man die Bauarbeiten erst 1937 in Angriff. Sie konnten wegen der Kapitulation der Jugoslawen vor der Wehrmacht 1941 nie zum Abschluss gebracht werden.

Der Bau der Rupniklinie wurde von den Einheimischen mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Einerseits brachte er hunderten Arbeitslosen vorübergehende Verdienstmöglichkeiten als Bau- oder Transportarbeiter, andererseits bedeutete die Grenzbefestigung für viele die gewaltsame Abtrennung von Verwandtschaft oder eigenem Grund und Boden. So entwickelte sich schon bald ein reger nächtlicher Grenzverkehr durch heimliche Nachbarschaftsbesuche oder zum Zwecke des illegalen Warenaustausches. In Bača pri Podprdu erinnert man sich noch heute an die »Besetzung« des Dorfes durch italienische Zöllner und einen Großbrand, den ein Grenzer wegen der verschmähten Liebe zu einer Einheimischen verursachte. Auch eine mehrwöchige »Evakuierung« aller Dorfbewohner ist im kollektiven Gedächtnis geblieben.

1941 wurde das heutige Slowenien von den Achsenmächten Deutschland, Italien und Ungarn militärisch besetzt und dreigeteilt. Die Rupniklinie mutierte zur inneritalienischen Grenze zwischen Julisch Venetien und der Provincia di Lubiana. Sie wurde jedoch von Polizeieinheiten weiterhin streng bewacht, um Kontakte zwischen den wachsenden Widerstandsgruppen zu verhindern. Während die Deutschen in Oberkrain sofort mit brutalen Zwangsmaßnahmen und ethnischen Säuberungen begannen, schienen die italienischen Besatzer anfänglich etwas moderater vorzugehen. So flüchteten viele Slowenen aus den von den Deutschen besetzten Gebieten zu den Italienern. Aber auch Mussolini plante groß angelegte Deportationen und die massenhafte Ansiedlung von Italienern in der neuen Provinz. Bald verschärfte sich der Terror gegen die Bevölkerung. So erging der militärische Befehl, jeden gefangenen Partisanen und »alle Kommunisten« sofort zu exekutieren. Partisanenüberfälle wurden mit Geiseler-schießungen und der Zerstörung ganzer Dörfer beantwortet. 25.000 »Sympathisanten« landeten in italienischen Konzentrationslagern, aus denen viele nicht mehr zurückkehrten. 13.000 Slowenen wurden von Militärgerichten abgeurteilt.

Einen Höhepunkt erreichte die Gewaltherrschaft im November 1942, als das italienische Militär eine Großoffensive der Partisanen zurückschlug und unter der Zivilbevölkerung wütete. »Die Menschen sind in einer solchen Verfassung und Stimmung, wie sie unsere Geschichte seit der Türkenzeit nicht in Erinnerung hat«, berichtete der



In Bača pri Podbrdu

Dichter Edvard Kocbek. »Die Häuser brennen, der Feind zerstört Getreidefelder und Obstgärten, Frauen und Kinder kreischen, fast in jedem Dorf werden Geiseln erschossen, Hunderte von Menschen werden in die Internierung getrieben, das Vieh brüllt und irrt in den Wäldern umher.«

General Leo Rupnik, fanatischer Antikommunist und »Patriot«, der seine Laufbahn als k. u. k. Major begonnen und nach dem Ersten Weltkrieg bei der südslawischen Armee angeheuert hatte, ließ sich 1942 von den Italienern zum Bürgermeister von Ljubljana küren. Ein Jahr später, nachdem Italien kapituliert und die Deutsche Wehrmacht das gesamte »Adriatische Küstenland« besetzt hatte, sollte er die faschistische slowenische Heimwehr, die *domobranci*, begründen. Hauptaufgabe der Truppe war die Bekämpfung der Partisanen. Jedes Mitglied schwor »beim Allmächtigen, daß ich zusammen mit der bewaffneten Deutschen Wehrmacht, die unter dem Befehl des Führers Großdeutschlands steht, mit den SS-Truppen und der Polizei im Kampf gegen die Banditen und den Kommunismus sowie deren Bundesgenossen meine Pflichten erfüllen werde.« Im Herbst 1944 zählte die Heimwehr rund 13.000 Freiwillige. Zahlreiche Massaker an Widerstandskämpfern und verdächtigen Zivilpersonen gingen auf ihr Konto. Gegen Kriegsende, die

militärische Niederlage vor Augen, flüchtete ein Großteil der *domobran-ci* nach Kärnten, wo sie von den Briten interniert und bald an die Tito-Truppen ausgeliefert wurden. In der Folge fanden Tausende in Massengräbern oder Karsthöhlen ein gewaltsames Ende. Diese Massenmorde gehören zu den dunkelsten Kapiteln der Geschichte des sozialistischen Jugoslawiens. Während mit dem Fußvolk in der Regel kurzer Prozess gemacht wurde, führte man Leo Rupnik 1946 einem Volksgericht vor. Er wurde als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt und hingerichtet. Heute propagiert das Büro zur Förderung des Fremdenverkehrs in Škofja Loka die touristische »Wiederbelebung der Rupniklinie«. Ein Werbeprospekt verspricht »Adrenalinausbrüche beim Klettern durch Schießscharten und dem Abstieg in die geheimnisvollen, unterirdischen Gänge der militärischen Anlage«. Über die zweifelhafte Rolle ihres Namensgebers wird kein Wort verloren.

Während die Bunker und alten Grenzsteine am Vrh Bače an Krieg und italienische Besatzung erinnern, zeugen zahlreiche Flurnamen im Tal von einer viel länger zurück liegenden und weitaus friedlicheren »Okkupation«: der Besiedelung der zuvor menschenleeren Gegend durch Tiroler Bauern im 13. Jahrhundert. Sie erfolgte auf Geheiß der Freisinger Bischöfe, die das Land von Otto II. als Lehen erhalten hatten. So zogen etwa 70 Kolonisten aus Innichen im heutigen Südtirol ins Land, um die steilen Hänge südlich der Črna prst und östlich des Vrh Bače zu roden und eine Handvoll Dörfer zu gründen. Aufgrund der Abgeschiedenheit und der weitgehend autochtonen Lebensweise überdauerten Sprache und Kultur der Einwanderer fast sechs Jahrhunderte. So bildete sich in der Baška grapa die älteste deutsche Sprachinsel Sloweniens heraus. Dennoch erlangte sie nicht annähernd die Prominenz der Gottschee, der zweiten historischen Sprachinsel im Südosten des Landes. Diese wurde rund 100 Jahre später von Oberkärntner Bauern besiedelt und sollte im 20. Jahrhundert als »Brückenkopf des Deutschtums« ideologisch vereinnahmt werden. Auch die Wissenschaft schenkte den »Tirolern« des Bača-Tales viel weniger Aufmerksamkeit als den (zahlenmäßig freilich viel stärkeren) Gottscheern. Füllen die Bücher über diese Sprachgruppe Regale, was auch mit der tragischen Geschichte der Umsiedelung und Vertreibung der Gottscheer während und nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Nazis bzw. Kommunisten zu tun hat, findet sich über die Nachfahren der Siedler aus dem Pustertal kaum wissenschaftliche Literatur.

Einer der wenigen Gelehrten, der sich mit ihnen befasste, war der Kärntner Sprachforscher Eberhard Kranzmayer. Seinem »Wörterbuch

der deutschen Sprachinselmundart von Zarz/Sorica und Deutschrut/Rut in Jugoslawien« entnimmt man, dass das Vokabular der deutschen Sprachgruppe des Bača-Tales noch Mitte des 20. Jahrhunderts weitgehend mit dem spätmittelalterlichen Wortschatz des Pustertales übereinstimmte. Nur ein Fünftel der gebräuchlichen Wörter wurde als »modern« bezeichnet, der Rest als »Altpustertaler Gut« eingestuft: uralte Wörter und Begriffe waren konserviert worden. Einen Eindruck vom exotischen Klang der Mundart mag diese Kostprobe vermitteln: »De ooltn Laite žint genomen a Schiirwele Vair, nou wäwwr gean ze raachan, daß brnt gean de Zouprare hin auf en de Kchouvln auf ze dr wildn Waabe.« (Die alten Leute haben eine kleine Schaufel genommen, um auszuräuchern, damit die Zauberer auf die Kofeln zu den wilden Frauen gehen.)

Obwohl bei der Volkszählung im Jahr 1918 kein einziger deutschsprachiger Einwohner mehr erhoben wurde (der letzte offizielle »Deutsche« verstarb 1911), überlebte der Altpustertaler Dialekt als Haussprache noch mehrere Jahrzehnte. Einen deutlichen Nachklang vernimmt man bei Bergnamen wie *Altemaver*, *Tonderškofel* und *Kogel* oder bei Hausnamen wie *Plimpf*, *Štodler* und *Povden*. Unverkennbar »deutsch« sind aber auch viele Familiennamen. Am Friedhof von Rut (Deutschrut), dem größten »Tiroler Dorf« der *Baška grapa*, können die Gräber der Familien *Kemperle*, *Kusterle*, *Štendlar*, *Kamperle*, *Maver*, *Ortar* und *Burger* besichtigt werden, deren slowenisierte Nachfahren noch immer hier leben.

Ein stummer Zeuge ihrer Geschichte ist die denkmalgeschützte »1000jährige« Linde neben der Kirche. Unter ihrer mächtigen Krone tagte einst die weltliche Gerichtsbarkeit, was auf den hohen gesellschaftlichen Status der Siedler schließen lässt. Fest steht, dass die Einwanderer freie Bauern waren, eigenes Jagdrecht besaßen und beträchtliche Abgabenerleichterungen genossen. Also wurden die Pustertaler nicht hierher verbannt (wie gelegentlich behauptet wird), sondern dürfte ihre Ansiedelung eine Belohnung für treue Dienste gewesen sein. Dafür spricht auch, dass die Nachfahren bis ins 19. Jahrhundert alljährlich Pilgerfahrten zum Dankgottesdienst in die alte Heimat unternahmen. Schließlich sind auch die klimatischen Bedingungen der *Baška grapa* viel besser als im höher gelegenen Innichen.

Ob auch die Schönheit der Landschaft für die Standortwahl mit bestimmend war, ist nicht bekannt; zu beneiden sind die Einwohner von Rut dafür allemal. Das hübsche Dorf sitzt fünf Kilometer nördlich von *Koritnica* auf einer überraschend weitläufigen Geländestufe mit sanft geneigten Hängen, die die Häuser wie ein Amphitheater umrahmen. Säuberlich gemähte Wiesen, gepflegte Hausgärten und hand-

tuchgroße Felder vermitteln den Eindruck einer fast unverdorbenen Bergbauernidylle. Dazu gehört ein kompaktes Ortsbild mit etlichen historischen Bauten, unter denen vor allem die stattlichen und ungewöhnlich gedrunghenen Doppelharpfen hervorstechen. Den dramatischen Hintergrund bilden die weißen Felswände der Wocheiner Berge.

Landwirtschaftlich weniger günstig, aber fast ebenso malerisch ist die Lage der Nachbardörfer Kal, Sv. Ožbolt und Stržišče. Hier steigen die Wiesen am Ortsrand sofort steil an und muss die Heuernte zum Teil mit dem Steigeisen eingebracht werden. Auffallend sind die spitzen Giebel, die sich in Sv. Ožbolt zu einer besonders reizvollen Dachlandschaft verdichten; Seltenheitswert haben die »schiefen«, weil – entgegen jeder slowenischen Bautradition – in der Falllinie errichteten Harpfen von Stržišče. Vom »tirolerischen« Einschlag der Architektur hat sich aber in Kal am meisten erhalten. Um den kleinen Dorfanger mit Brunnen und Tränke drängen sich Häuser, wie sie vielleicht auch im Pustertal stehen könnten. Ein stolzer zweistöckiger Bauernhof im Zentrum kündigt mit kunstvollen Fensterverzierungen und Wandmalereien von seiner ein-

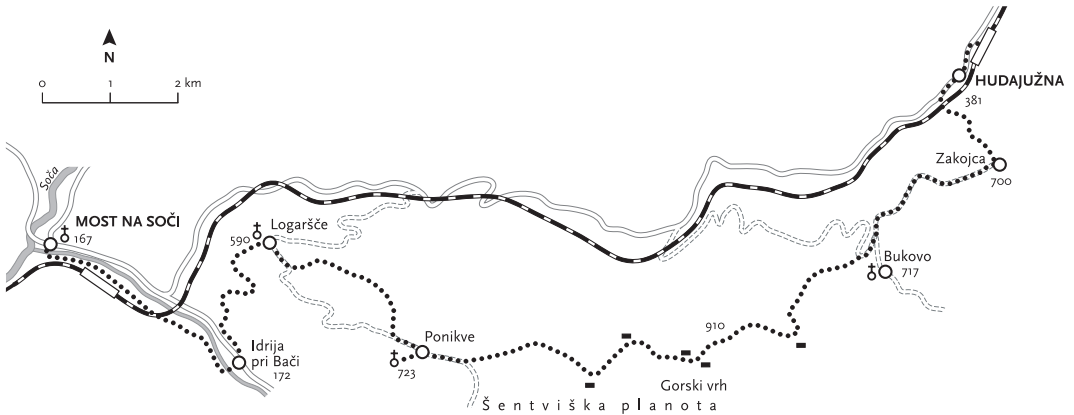
In Znojile



stigen Bedeutung. Liebevoll renoviert wurde auch eine Reihe alter Speicher und Stallgebäude.

Bača pri Podbrdu, 1377 als »Binchinuel« erwähnt, weist ähnliche Häuser auf, auch wenn sich hier kaum noch deutsche Hausnamen finden. Ein Gutteil der Gebäude steht leer, denn die jungen Leute sind mangels Verdienstmöglichkeiten ins Tal gezogen oder überhaupt abgewandert. Noch vor 25 Jahren hatte Bača 100 Einwohner, bis zum Ersten Weltkrieg sogar mehr als doppelt so viele, was angesichts der geringen Häuserzahl kaum zu glauben ist. Damals gab es sechs Großbauern, vier Kleinbauern und mehrere Keuschler, die als Tagelöhner, Knechte oder Holzarbeiter ihr Brot verdienten. Wer keine Arbeit fand und mutig oder verzweifelt genug war, suchte sein Glück in der weiten Welt. Fast jede Familie hatte oder hat Verwandte in Übersee – das Ergebnis mehrerer Auswanderungswellen, die die Arbeitssuchenden vorzugsweise nach Argentinien und Australien verschlugen. Legendär ist der einstige Kinderreichtum der Familien von Bača. Manche sollen so viel Nachwuchs gehabt haben, dass sich die Geschwister untereinander nicht einmal beim Namen kannten. Das war, wenn es denn wahr ist, wohl auch eine Folge der bitteren Armut, die schon Zehn- oder Zwölfjährige zwang, sich bei fremden Bauern als Hilfskräfte zu verdingen.

Legenden ranken sich auch um die Kirche von Bača. Sie ist dem Heiligen Leonhard, Sveti Lenart, geweiht und wird von Einheimischen als eine der ältesten Kirchen Sloweniens bezeichnet. Außerdem soll das Gotteshaus – St. Leonhard ist u. a. Schutzpatron der Gefangenen – einst von einer goldenen Kette umspannt gewesen sein. Der kostbare Schmuck wurde aber mitsamt dem übrigen Kirchengold von türkischen »Rennern und Brennern« geraubt, an deren Heimsuchungen ein »Türkenkreuz« erinnert. Bis heute werden der Messkelch und die Monstranz nicht im Tabernakel, sondern in einem externen Versteck aufbewahrt. Derlei Sicherheitsmaßnahmen hat die Statue des Sveti Lenart nicht nötig: Der Heilige pflegt sich seines Abtransports durch wunderbare Gewichtszunahme zu widersetzen. Jeder Versuch, die Figur ins Tal zu bringen, endete bisher damit, dass die Träger auf halbem Weg entkräftet aufgeben mussten, um den (nun plötzlich wieder federleichten) Heiligen reumütig an seinen angestammten Platz zurückzubringen. Historisch gesichert ist die Geschichte des Friedhofs: Hier fanden in der Reformationszeit die Katholiken aus Bohinj ihre letzte Ruhe. Im Winter, erzählt man, wenn der Schnee keine Leichenzüge über den Vrh Bače erlaubte, wurden die Verstorbenen zwischengelagert: entweder im Eis oder, zur dauerhaften Konservierung, in der Räucherammer.



IX In die Stille

WANDERUNG VON HUDAJUŽNA NACH MOST NA SOČI

Schauplatz dieses wunderbaren Streifzugs ist die Šentviška planota, ein vom Fremdenverkehr gänzlich außer Acht gelassenes Plateau zwischen Idrija- und Bača-Tal. Das dünn besiedelte Gebiet ist von Dolinen und sanften Hügeln geprägt, zwischen denen einsam und verstreut die Bauernhöfe liegen. Nur in Ponikve verdichten sich die Gebäude zu einem größeren Dorf. Vegetation und Architektur unterscheiden sich deutlich vom Ambiente der vorangegangenen Etappen. Das Gefilde ist trockener, und die teilweise verfallenen Häuser entbehren jeder alpin-rustikalen Zierde: Der Süden lässt grüßen.

Ein besonderer Reiz der Wanderung besteht in der fast vollkommenen Ruhe, in der man sich bereits nach wenigen Schritten wiederfindet. Obwohl man hauptsächlich auf Straßen oder Feldwegen geht, begegnet einem kaum ein Fahrzeug. Auch die kulturellen Sehenswürdigkeiten hat man zumeist für sich allein: das malerische Geburtshaus des Kinderbuchautors France Bevk, die »osteuropäisch« anmutende Kirche von Jože Plečnik in Ponikve und ihr »italienisches« Pendant in Logaršče.

ANMERKUNGEN: Anstrengende Wanderung. Anstiege: 500 m. Abstieg: 700 m. Länge: 27 km. Gehzeit: 7 bis 7,5 Stunden. Karte: Izletniška karta Škofjeloško in Cerkljansko hribovje, 1:50.000 und Izletniška karta Posočje, 1:50.000, Geodetski

zavod Slovenije. Einkehr: Buschenschenke in Zakojca (nur am Wochenende), Idrija pri Bači. Besonderer Hinweis: Unbedingt genügend Trinkwasser mitnehmen!

WEGBESCHREIBUNG: Man steigt vom **Bahnhof Hudajužna** auf dem Zufahrtssträßchen zur Hauptstraße ab und wendet sich auf dieser nach links. Nach gut 500 m biegt man nach links in eine Schotterstraße (Wegweiser »Zakojca«) und folgt dieser, gemächlich ansteigend und diverse Abzweigungen ignorierend, bis zum ersten Haus von **Zakojca** (0:45 Std.). Weiter auf dem Hauptweg bergauf bis zu einer Kreuzung bei der »**Bevkova domačija**«. Man folgt einem halblinken ansteigenden, markierten Weg (Wegweiser »Zakojca«). Kurz darauf eine (leicht zu übersehende) Gabelung; man hält sich rechts und steigt bis zur **Buschenschenke** Pri Flandru an (1:15 Std.).

Man passiert das Gehöft und wendet sich bei einer asphaltierten **Querstraße** nach rechts. Breite, nahezu ebene und kaum befahrene Straße. Weite Blicke. Nach gut 30 Min. gelangt man zu einer Gabelung, man geht rechts bergab (Wegweiser »Grahovo«).

Nach 500 m unterquert die Straße eine **Stromleitung**. Kurz darauf beschreibt sie eine markante Rechtskurve, 30 m danach wendet man sich scharf nach links in ein Schottersträßchen. Nach weiteren 20 m biegt man nach rechts in einen untergeordneten Weg ein. Man steigt zur einer geschotterten **Querstraße** ab, auf dieser nach links. Ständiger Anstieg, teilweise auf Beton bzw. Asphalt. Nach einer guten halben Stunde macht die (an dieser Stelle asphaltierte) Straße eine markante Rechtskurve. Eine hier nach links abzweigende Hofzufahrt wird ignoriert. Weiter bergauf, stets der Straße nach.

Man gelangt zu einem **Quersträßchen** (2:45 Std.) und wendet sich nach rechts (Wegweiser »Ponikve«), der Asphalt endet. Nach 30 m eine Gabelung, man geht links. Angenehmer Fahrweg zwischen Wäldchen, Dolinen, einsamen Bauernhäusern in sanftem Auf und Ab. Nach 15 Min. wieder ein Querweg, man geht rechts (Wegweiser »Ponikve«). **Schöner Rastplatz** beim Haus Gorski vrh Nr. 5.

Weiter auf harmonischem Wege. Bei einem Tümpel wird eine Einmündung von rechts ignoriert. Beim **Haus Nr. 73** eine Querstraße, man geht rechts. Unmittelbar darauf eine Gabelung, man nimmt den rechten Weg (Wegweiser »Ponikve«). Nach 5. Min. ignoriert man eine Abzweigung nach rechts sowie 50 m danach eine Abzweigung nach links. Man passiert kurz darauf eine **Sprungschanze** und gelangt bei einem größeren Bauernhof zu einer Kreuzung. Man geht links in ein Asphaltsträßchen und durchschreitet kurz darauf eine Häusergruppe. Nach 5 Min. endet der Asphalt; man wendet sich nach links in einen Feldweg, der sich zu einer Kreuzung senkt. Man geht rechts. Nach 15 Min. (verfallenes Haus) ein Querweg; man geht wieder rechts. Nach 50 m vereinigt

sich der Weg mit einem von links kommenden Fahrweg. Geradeaus, stets dem Hauptweg folgend, bis zum Ortbeginn von **Ponikve** (4:30 Std.).

Auf der Hauptstraße nach rechts. Man durchschreitet den Ort und wendet sich bei einer Gabelung am westlichen Ortsrand nach links (Wegweiser »Cerkve«). Aufstieg zur **Kirche Sv. Marija**. Man kehrt in den Ort zurück und wendet sich auf der Dorfstraße nach links (Wegweiser »Logaršče«). Nach 10 Min. verlässt man die Straße, indem man sich nach rechts in einen Feldweg wendet. Nach 150 m eine Fünffachkreuzung, man geht geradeaus. Nach fünfminütigem Anstieg eine Kreuzung, man geht links und folgt dem Hauptweg knapp 20 Min. bis zu einer asphaltierten **Querstraße**; auf dieser nach rechts. Nach gut 5 Min. verlässt man die Hauptstraße und wendet sich scharf nach links in ein Sträßchen, das rechts an der **Kirche Sv. Lucija von Logaršče** (5:45 Std.) vorbeiführt.

Man folgt dem Sträßchen unterhalb der Kirche in südwestlicher Richtung. Der Asphalt endet. Weiter auf dem Hauptweg bequem bergab, erst vorbei an einigen idyllisch gelegenen Häusern, dann im schattigen Wald. Nach 20 Min. ein Schottersträßchen, man geht rechts und folgt dem Fahrweg in mehreren Kehren bis zur **Hauptstraße** im Tal (6:30 Std.).

Bei Gorski vrh



Auf der Straße nach links (!) bis **Idrija pri Bači**. Einkehrmöglichkeit. Bei der Kirche verlässt man die Hauptstraße und wendet sich nach rechts in ein Sträßchen, das sich gleich darauf gabelt. Man hält sich rechts und überquert auf einer schmalen Brücke die **Idrijca**. Auf einem Quersträßchen nach rechts. Nach 10 Min. durchschreitet man den Weiler Luža. Nach weiteren 5 Min. vereinigt sich das Sträßlein mit einer breiteren Straße. Geradeaus weiter bis zum Bahnhofsgelände. Man überquert mit gebotener Vorsicht die Gleise und erreicht den **Bahnhof von Most na Soči** (7:00 Std.).

Fußweg ins Zentrum von Most na Soči: Man geht vom Bahnhof auf einem Sträßchen in westlicher Richtung (nicht über die Brücke zur Hauptstraße!), passiert die **Gostilna Pri Štefanu** und mehrere Lagerhäuser. Die Straße biegt nach links, um die Bahn zu unterqueren. Hier geht man geradeaus in einen Schotterweg. Sehr angenehmer Weg entlang der Idrijca. Nach 10 Min. erreicht man eine Häusergruppe, wendet sich bei einem Quersträßchen nach rechts und geht über eine Brücke. Geradeaus bis **Most na Soči** (7:20 Std.).

Auf der Šentviška planota



Šentviška planota: Die letzten Bauern

Sie ist in keinem Reiseführer beschrieben und wird von den Touristen seit jeher links liegen gelassen. Auch bei einheimischen Ausflüglern findet die Šentviška planota kaum Beachtung. Denn das kleine Hochplateau im Zwickel zwischen Baška grapa und Idrijca-Tal hat weder spektakuläre Naturschauspiele vorzuweisen noch besitzt es Kulturdenkmäler von Rang, jedenfalls keine, für die man einen zeitraubenden Abstecher über enge und kurvige Straßen in Kauf nähme. Doch so unbedeutend das Gebiet sein mag, so reizvoll ist es in atmosphärischer Hinsicht.

Seine verborgene Schönheit zu entdecken, setzt voraus, dass man sich zu Fuß dorthin begibt. Wer dies von Hudajužna aus tut, findet sich schon nach kurzem Anstieg in einer der einsamsten Kulturlandschaften Sloweniens wieder. Es ist ein Karstplateau auf einer Meereshöhe von etwa 700 bis 800 m, das von Dolinentröchtern und Hügeln geprägt ist und im 12. Jahrhundert, vorwiegend als Weideland, erschlossen wurde. Sein sanftes Relief und die Kleinteiligkeit werden durch ein weitmaschiges Netz aus kaum befahrenen Sträßchen und alten Karrenwegen unterstrichen. Sobald man Bukovo, eines der wenigen größeren Dörfer, hinter sich gelassen hat, begegnet man kaum noch Menschen. Die weit verstreuten Gehöfte sind teilweise verlassen und im Verfall begriffen.

Die Kargheit der Landschaft findet im spartanischen Baustil ihre Entsprechung. Die meisten Wohnhäuser haben einen rechteckigen Grundriss und besitzen ein schlichtes Satteldach, das kaum über die Fassade hinausragt. Die Außenwände sind hellgrau oder weiß gefärbelt, sofern man sie nicht überhaupt unverputzt belassen hat. Balkone, Erker und andere bauliche Schnörkel fehlen. Der einzige äußere Schmuck besteht, von Blumenarrangements abgesehen, in einer etwas aufwändiger gestalteten Haustür.

Die schlichte Architektur verweist auf die schwierige wirtschaftliche Situation der Bewohner. Schon die vergangenen Generationen mussten sich in der häufig unter Wassermangel leidenden Gegend mit dem Existenzminimum zufrieden geben; heute erwirtschaften die kleinen Gehöfte nicht annähernd, was eine Familie zum Leben braucht. Das daraus resultierende Bauernsterben bleibt nicht ohne Auswirkungen auf das Landschaftsbild: Viele Dolinen, die – wegen des vergleichbar fruchtbaren Bodens – früher als Futterwiesen (aber auch zum Anbau von Kartoffeln oder Kürbissen) genutzt wurden, verstrauchen, Weideflächen wachsen zu, und auch auf den almigen Hügeln befindet sich der Wald im Vormarsch. Noch ist die Vegetation weitgehend durchmischt und aufgelockert, aber erste Fichtenplantagen lassen für die Zukunft nichts Gutes erwarten.

Der Schwund an Kulturlandschaft entspricht, wie man als Wanderer unschwer beobachten kann, dem landesweiten Trend. Denn obwohl Slowenien weitgehend bäuerlichen Charakter hat, ist es längst kein Agrarland mehr. Schon vor 20 Jahren sank der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung auf unter zehn Prozent und damit auf das Niveau der meisten europäischen Industrieländer. Das war vor gut einem Menschenleben, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, noch ganz anders. Damals gehörten noch fast drei Viertel der Slowenen dem Bauernstand an. Die meisten waren Klein- oder Kleinstbauern und infolge der schwierigen Bodenverhältnisse oder durch wiederholte Erbteilung stark verschuldet. Das hatte noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine starke Abwanderung, teils in die Städte, teils nach Übersee, zur Folge. Heute lebt mehr als die Hälfte der Bevölkerung in den Ballungszentren, also vorwiegend in den großen Becken und breiten Tälern. Der Rest verteilt sich auf Streusiedlungen und Dörfer im Hügel- und Bergland. Hier dominieren kleine Haufendörfer und noch kleinere Weiler; Slowenien besitzt über 6000 davon. Dazu kommen ausgedehnte Waldflächen, die fast menschenleer sind. Mit knapp 60 Prozent Waldanteil ist Slowenien Spitzenreiter unter den mitteleuropäischen Ländern.

Nach dem Zerfall der österreichischen Monarchie änderte sich die Lage der Bauern nicht wesentlich. Zwar förderte der SHS-Staat die Gründung von Genossenschaften und wurde das Veterinärwesen verbessert, doch kam jede Modernisierung mit der bald einsetzenden Wirtschaftskrise zum Erliegen. Besonders schwere Zeiten erlebten die Bauern in jenen Gebieten, die Italien zugefallen waren. Einerseits befand sich das Grenzland weitgehend im Zustand der Verwüstung – viele Dörfer waren zerstört, die Böden vermint oder mit Tonnen von Geschoßsplittern übersät –, andererseits waren die traditionellen Absatzmärkte verloren gegangen. Dazu kamen amtliche Schikanen und politische Repressalien im Zuge einer aggressiven Italianisierung. Viele, die während des Krieges geflüchtet oder evakuiert worden waren, sahen sich gezwungen, ein weiteres Mal, diesmal endgültig, die Heimat zu verlassen. So kam es auch auf der ohnehin nur spärlich besiedelten Šentviška planota zu einer weiteren Ausdünnung der Bevölkerung.

Wie verhasst die italienischen Besatzer hier waren, lässt sich an einem Deckengemälde in der Kirche von Šentviška gora ablesen. Es stammt von Tone Kralj (1900–1975) und stellt St. Vitus' Martyrium dar. Darin wird der Heilige, als Personifizierung des slowenischen Volkes, von römischen Soldaten zu Tode gepeitscht; ihr Anführer trägt unverkennbar die Züge Mussolinis. Das Bild entstand während der Okkupation; die politische Anspielung blieb von den Italienern unbemerkt.